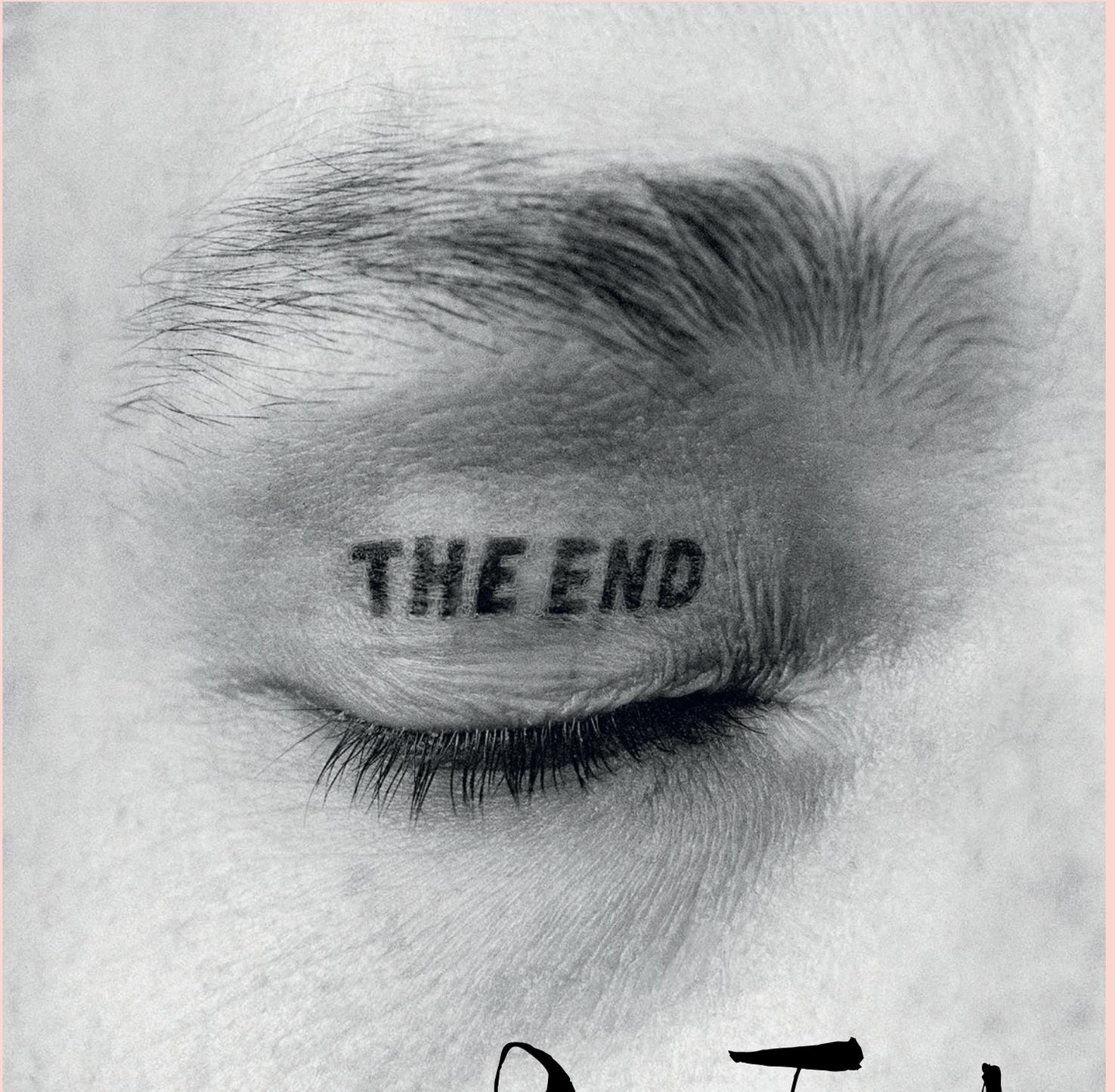


VÖGELEKULTUR BULLETIN

ALLES AUSSER GEWÖHNLICH



**Der Tod,
radikal normal.**

Über das, was am
Ende wichtig ist.

Stilleben der Tragik

Polizeifotograf Arnold Odermatt hielt in seinen Unfallbildern den Tod fest, ohne ihn zu zeigen. Damit schuf er ein Meisterwerk der Reduktion.



Arnold Odermatt, *Oberdorf* 1964. Fotografie. © Urs Odermatt, Windisch / 2022, ProLitteris, Zurich.

Auf den vielen Fotos von Arnold Odermatt (1925 – 2021) ist kein versehrter Mensch zu sehen, kein Tropfen Blut – und trotzdem verweisen sie mit aller Wucht auf das tragische Ende eines Lebens. Ein VW Käfer, der am Ufer eines Sees steht; ein demolierter Chevrolet an einem unbeachteten Bahnübergang; ein Bus in dunkler Nacht mitten auf leerer Strasse: Sie alle sind Stilleben menschlicher Tragödien. Fünfzig Jahre lang dokumentierte der Polizist Verkehrsunfälle auf den Strassen des Kantons Nidwalden. Mindestens einmal pro Monat musste er an einer Haustüre klingeln: Ihr Mann ist tot, ihre Frau ist tot, ihr Kind ist tot. «Die Toten waren tot – es waren die Augen der Angehörigen, die mich verfolgten», sagte einst der wortkarge Mann kurz vor seinem eigenen Ende.

Die Unfallbilder, eine Fusion aus handwerklicher Präzision und einmaligen Bildmotiven, wurden Mitte der 1990er Jahre von seinem Sohn, dem Regisseur und Autor Urs Odermatt, entdeckt, lange nach der Pensionierung des Fotografen. Er zeigte das Werk in namhaften Museen und Kunsthallen und publizierte viel verkaufte Bildbände (etwa *Karambolage*, erschienen bei Steidl). Eine kleine Auswahl zeigen wir auf den Folgeseiten dieses Bulletins. Arnold Odermatt selber sah sich nie als Künstler, sondern stets als Protokollant. «Odermatts Welt ist aufgeräumt, ordentlich und friedlich zerbeult», bilanzierte einst ein Kritiker treffend. Darüber hinaus ist sie so intensiv wie der letzte Atemzug.

Mehr Infos zum Werk von Arnold Odermatt:
arnold-odermatt.ch

5 Was am Ende
wichtig ist
MONICA VÖGELE

6 Der Tod
ist radikal normal
KAROLINA WIDLA und
JEAN-DANIEL STRUB
im Interview

12 Unsterblich
(un)glücklich?
BARBARA BLEISCH

14 Den Tod
mit Leben füllen
MARLEEN STOESSEL

22 Zwischen Himmel
und Hölle
KILIAN ZIEGLER

24 Letzte
Wahrheiten
IRVIN D. YALOM
im Interview

28 Der Tod
der Anderen
ROLAND GRÜTER

30 Adieu,
... bis morgen?
ANDRINA LAURA VÖGELE

32 Jedem
sein Jenseits
STEPHEN PROTHERO

38 Das Leben
voll auskosten
GAVIN BADDELEY

42 Buchtipps

44 Der Tod in Zahlen

47 Wie aus dem Sterben
ein Projekt wurde
DANIEL DI FALCO

50 Was kurz vor
dem Tod mit unserem
Körper passiert

52 GRAND OPENING
Die Vernissage der
letzten Ausstellung

54 «Der Tod, radikal normal»
Führungen und
Veranstaltungen

55 Informationen zum
Vögele Kultur Zentrum

55 «Hallo, Kultur!»
Kulturerlebnisse
am Zürichsee

56 «Sehnsuchtsort Familie»
Vorschau auf die nächste
Ausstellung im Vögele Kultur
Zentrum

Ich
sterbe.
Damit
kann
ich
leben.

SCHLUSSLICHTER

Wie sehen Menschen den Tod, die sich professionell damit beschäftigen? Multimedia-Journalistin JESSICA PRINZ hat sechs Frauen und Männer dazu befragt und fotografiert. Ihre Porträts finden sich auf den Seiten 4, 17, 29, 35, 43, 51.

THOMAS MELLE (*1975)
Schriftsteller, Dramatiker, Übersetzer.

IMPRESSUM

Trägerschaft des Vögele Kultur Zentrum und Herausgeberin des Bulletins (Verlag): Stiftung Charles und Agnes Vögele, CH-8808 Pfäffikon SZ;
Redaktion: Vögele Kultur Zentrum, Monica Vögele, Roland Grüter; Autoren: Gavin Baddeley, Barbara Bleisch, Daniel Di Falco, Roland Grüter, Alexandra Könz, Jessica Prinz, Stephen Prothero, Stephanie Riedi, Claudia Senn, Marleen Stoessel, Andrina Laura Vögele, Kilian Ziegler;
© Texte: Autoren und Herausgeberin; © Bilder: Seite 1, 10 (Timm Ulrichs), Seite 2, 11, 20/21, 41, 46 (Arnold Odermatt); © 2022 ProLitteris, Zurich.
Wir konnten leider nicht für alle Bilder die Urheber ausfindig machen. Falls Sie die Bildrechte besitzen, melden Sie sich bitte bei uns;
Gestaltung und Grafik: Michael Schaepe; Druckvorstufe: Lutz Repro AG; Druck: Theiler Druck AG (klimaneutral, ID 53143-2204-1004);
Vögele Kultur Bulletin Nr. 113 erscheint: Mai 2022; Auflage: 8000 Ex.

*Ich messe eine gute Zeremonie
daran, wenn die Menschen mit mehr
Mut rausgehen. Die Angst vor
dem Tod bleibt, aber der
Mut fürs Leben kann
dadurch wachsen.*

Marcel Reding (44) ist Zen-Mönch und Gründer des kleinen Honora Zen Klosters in Reichenburg SZ. Nach einem Studium in Mathematik und Philosophie wurde er während zehn Jahren in Japan und Südkorea auf sein Leben als Mönch vorbereitet. Er hält Lebensfeiern aller Arten ab: Taufen, Hochzeiten – und Beerdigungen. Dabei will er den Menschen das Bewusstsein für den Tod wieder näherbringen. Nur dadurch sei es möglich, sich auf den Sinn des Lebens zu fokussieren.

Was am Ende wichtig ist

Friedhöfe faszinieren mich seit jeher. Freunde wundern sich immer wieder darüber, wenn ich ihnen einen Spaziergang über den Davoser Waldfriedhof vorschlage. Sollten Sie diesen beeindruckend mystischen Ort, eingebettet in einen Lärchenhain, umfriedet von Trockenmauerwerk, inmitten der Bündner Berge noch nicht kennen – ja, er ist einen Ausflug wert. Die einfachen Holzkreuze und unbehauen aussehenden Grabsteine fügen sich in diesen naturbelassenen Flecken Erde ein, als wären sie ein Teil davon. Damit unterstreichen sie, was mich bei jedem Besuch von Neuem berührt: Jegliche Hektik ist von diesem Ort entwichen, die Natur ist Taktgeber. Sonnenstrahlen, die durch die lichten Äste fallen, setzen die Gräber in Szene, die Lärchennadeln gestalten den Boden wunderbar weich, die sagenhafte Stille wird nur durch das Rauschen des Windes in den Baumwipfeln durchbrochen. Wohl wenige Orte vermitteln mir diese absolute innere Ruhe, eine komplette Abwesenheit von Angst – und gleichzeitig eine tiefe Dankbarkeit fürs Leben. Und das alles mitten auf dem Schauplatz der Endlichkeit, die sich hier, auf dem Friedhof, anhand von Jahreszahlen manifestiert. Genau so stelle ich mir «die letzte Ruhestätte» vor.

Ganz offensichtlich lässt sich durch den Tod, durch so manches, was ihn umgibt, auch berührende Schönheit und Kostbares vermitteln. Dieses radikal Normale, das untrennbar mit unser aller Leben verbunden ist, beinhaltet nicht nur Tragik, Trauer, Schmerz. Warum nur tun wir uns also so schwer, darüber zu reden? Uns damit zu beschäftigen? Warum reagieren meine Bekannten irritiert, wenn ich ihnen flanierend diesen geschichtsträchtigen Ort auf dem Wildboden zeigen möchte? Es scheint mir, als ob die Scheu vor dem Sterblichen aus dem überzeichneten Sicherheitsdenken unserer Gesellschaft erwächst. Alles wollen wir unter Kontrolle haben: planen können, selber bestimmen, absichern, versichern... Wir tun uns immer schwerer, unser Dasein in

die Hände des Zufalls zu legen, ein gesundes Vertrauen in die Schöpfung zu haben. Die Wirtschaft, für viele heute der einzige Orientierungspunkt, suggeriert uns schliesslich konstant, dass wir uns auf nichts und niemanden verlassen sollen. Fragen Sie sich nicht auch öfters, ob es wirklich vonnöten ist, für jedes gekaufte Gerät einen Wartungsvertrag abzuschliessen? Dass Versicherungen für die Berechnung der Prämien unser wahrscheinliches Todesdatum berechnen wollen? Ganz zu schweigen von all den Angeboten, die uns helfen sollen, unseren letzten Abschied bereits zu Lebzeiten aufs Genaueste zu organisieren. Planen wollen wir, doch im Alltag ganz entspannt darüber sprechen oder eben auch mit dem Tod umgehen, das fällt uns unwahrscheinlich schwer.

Viele Monate habe ich mich nun mit dem Thema – in Vorbereitung unserer aktuellen Ausstellung – auseinandergesetzt. Und ich empfinde die daraus gezogenen Erkenntnisse als grosses Geschenk. Ich gehe präsenter durch das Leben, schätze jede freundschaftliche Begegnung intensiver, stehe bewusster zu meinen eigenen Wünschen und Bedürfnissen und mache mir nicht zuletzt auch mal Gedanken, was für meine Hinterbliebenen eher Belastung als schöne Erinnerung sein könnte.

Sich bewusst und ernsthaft mit dem Tod zu beschäftigen, schafft Nähe zu uns selbst, Nähe zu den eigenen Bedürfnissen, Nähe zum eigenen Dasein. Und darauf wollen und sollen wir grundsätzlich den Fokus setzen! ○



Monica Vögele ist Präsidentin des Stiftungsrates der Stiftung Charles und Agnes Vögele und leitet das Vögele Kultur Zentrum.

Der Tod ist radikal normal

Sterben und Tod treiben alle Lebenden um: Das zeigt die neue Ausstellung des Vögele Kultur Zentrum überdeutlich. Ein Gespräch mit den verantwortlichen Kuratoren über Berührungsängste und Faszination, die wir mit unserem Ende verknüpfen.

Interview: Roland Grüter

Sie stellen in Ihrer Ausstellung ein schwergewichtiges Thema in den Fokus: Sterben und Tod. Weshalb?

Karolina Widla: Für das Vögele Kultur Zentrum ist es zentral, Themen zur Diskussion zu stellen, die aktuell sind und alle betreffen. Da liegt eine Ausstellung zu den Themen Tod und Sterben gar nicht so fern. Der Tod ist schliesslich für uns alle die einzige Gewissheit im Leben. Er lässt niemanden unberührt, denn wir alle sind ihm schon auf die eine oder andere Art begegnet. Da wir alle irgendwann sterben werden, kommen wir als Individuen, aber auch als Gesellschaft gar nicht umhin, uns damit zu beschäftigen.

Oft wird behauptet, dass Sterben und Tod tabuisiert werden. Haben Ihre Recherchen dieses Klischee bestätigt?

Jean-Daniel Strub: Tatsächlich ist das eine gängige Aussage. Sie gilt aber nicht zuletzt gemäss wichtigen

soziologischen Stimmen als wenig plausibel. Im Gegenteil: Der Tod begegnet uns heute ja auf Schritt und Tritt. Auch müssen wir uns in unterschiedlichsten Formen mit ihm befassen und uns zu ihm verhalten – denken Sie an die Frage nach der Organspende. Sterben und Tod an sich werden also nicht tabuisiert oder verdrängt. Was sich hingegen tatsächlich oft hinter verschlossenen Türen in privaten Räumen oder in medizinischen Institutionen abspielt, ist der Moment, in dem das Leben eines Menschen zu Ende geht. So bleibt das eigene Sterben denn auch für die meisten buchstäblich unvorstellbar. Ein für uns wichtiger Themenbereich steht daher gleich am Beginn der Ausstellung: Was passiert eigentlich beim Sterben? Was wissen wir darüber, wie es sich anfühlt – und woran sterben wir eigentlich? Das ist es, was wir auch mit dem Titel der Ausstellung deutlich machen wollen:





Verena Brunnbauer und Nicole Honeck, Bild aus der Reihe *Streetart & Vergänglichkeit*, 2015–2019. Fotografie. Werk in der Ausstellung «Der Tod, radikal normal»

Auch wenn wir ihn selten direkt sehen – der Tod ist schlicht radikal normal.

Welche Aspekte interessieren Sie für Ihre Schau besonders?

KW: Wir wollen nah an der Lebensrealität bleiben und bringen ganz unterschiedliche Aspekte zusammen, zum Beispiel: Auf welche Arten begegnet uns der Tod im Alltag? Woher kommt und wie zeigt sich die Faszination, die der Tod auf uns hat? Und natürlich beschäftigen uns die Fragen rund um den richtigen Umgang mit dem Tod: Gibt es diesen richtigen Umgang überhaupt? Und wer entscheidet, was richtig ist?

Klingt etwas schwermütig...

KW: Ist es aber nicht. Die Ausstellung versinkt keineswegs in Morbidität. Wir schauen einfach bren-

nende Fragen an. Ich wurde in den Vorbereitungsarbeiten immer von Neuem überrascht, wie gross doch bei vielen Menschen das Bedürfnis ist, sich über den Tod und das Sterben auszutauschen.

JDS: Viele Künstlerinnen und Künstler setzen sich ungemein produktiv, originell, reichhaltig und herausfordernd mit Sterben und Tod auseinander. Es gibt zahlreiche Werke in der Ausstellung, auf die ich mich sehr freue.

Was genau ist in der Ausstellung zu sehen: lauter tote Menschen?

KW: Totenschädel und Skelette tauchen in der Ausstellung tatsächlich hin und wieder auf – zum Beispiel als Tattoos oder Popkult-Gimmicks. Doch das ist nur ein Teil, wir zeigen künstlerische Arbeiten und Installationen, Objekte aus dem Alltag und Bei-

So verlockend es sein kann, der Beschäftigung mit dem eigenen Tod aus dem Weg zu gehen, so sehr lohnt es sich, sich ihr aktiv zu stellen.

träge aus dem Bereich Design. Für die Ausstellung sind auch wissenschaftliche Aspekte zentral: Neben Fachgesprächen haben wir auch unterschiedliche Exponate zu den eher naturwissenschaftlichen Aspekten des Themas zusammengestellt.

Was lernen Besucherinnen und Besucher genau?

KW: Ganz wichtig war für uns die Frage, was Menschen eigentlich tröstet – wenn sie um ihre Lieben trauern, aber auch, wenn sie mit der eigenen Vergänglichkeit hadern. Uns ist wichtig, in der Ausstellung unterschiedliche Arten zu thematisieren, wie wir damit umgehen können. Und wir hoffen natürlich, dass die Besucherinnen und Besucher hier weiterführende Impulse mit auf den Weg nehmen. Ausserdem zeigen wir auf, wie Menschen über ihre Emotionen gegenüber dem Sterben und dem Tod sprechen (können).

Experten sagen, dass wir durch die Auseinandersetzung mit dem Tod viel übers Leben lernen. Stimmt das?

JDS: Das gehört zu den ältesten Überzeugungen rund um den Tod überhaupt. Da ist beispielsweise die Ansicht, dass uns das stete Bewusstmachen unserer Endlichkeit ermöglicht, bewusster zu leben. Und da ist auch der Ratschlag, dass wir uns Gedanken darüber machen sollten, was von uns in Erinnerung bleiben soll – um uns klar zu werden, was uns im Leben wirklich wichtig ist. Ob eine Auseinandersetzung mit Sterben und Tod für die einzelne Person tatsächlich diese Effekte bewirkt, ist wohl individuell verschieden. Aber wenn sie uns erlaubt, unsere Lebenszeit weniger unbedacht verstreichen zu lassen, so gewinnen wir sicherlich einiges.

Sterben ist ein Grundgesetz unseres Lebens: Weshalb tun sich viele trotzdem schwer, sich damit abzufinden?

JDS: Weil die Endlichkeit ja ohne Zweifel eine Zustimmung ist. Seit jeher treibt sie uns Menschen um, und nicht zuletzt die Religionen bieten unterschiedliche Vorstellungen an, wie wir mit ihr umgehen können. Allerdings stellt sich dem Menschen seit jeher auch die Gegenfrage: Wäre Unsterblichkeit denn wünschenswert? Wäre unser Leben noch reich und wertvoll, wenn wir nicht darum wüssten, dass es irgendwann zu Ende geht? Auch dieser Frage geht unsere Ausstellung nach.

Endlichkeit kann beides sein: Bedrohung und Befreiung.

JDS: Tatsächlich ist dieser Unterschied beispielsweise in der Philosophie seit der Antike ein zentrales Thema. Viele sagen, dass wir die Frage danach, was der Tod bedeutet, nur beantworten können, indem wir etwas über unser Verständnis des Lebens aussagen: Sehen wir das Leben als unbedingtes Gut, ist es sicherlich schwer, den Tod als Befreiung zu betrachten. Die Antwort auf die Frage, ob wir uns vor dem Tod fürchten sollten oder ob er eine Erlösung darstellt, hängt

letztlich aber vor allem davon ab, ob – und in welcher Form – wir an etwas glauben, das nach dem Tod kommt.

Wie hat sich die Auseinandersetzung über die Generationen verändert?

KW: Der wichtigste Faktor sind hier wohl die Errungenschaften der Medizin. Der Tod ist, frei nach dem deutschen Philosophen Odo Marquard, «vom Schicksal zum Mächtsal» geworden. Wir stehen vor anspruchsvollen Fragen, von lebenserhaltenden Massnahmen über Organspende bis zur Sterbehilfe. Ausserdem hat sich die letzte Lebensphase durch bessere medizinische Versorgung verlängert. Doch dies wirft wiederum die Frage auf, wie diese Lebensphase gestaltet werden soll.

Was prägt unseren gegenwärtigen Diskurs?

JDS: Am Lebensende spielt bei uns die Selbstbestimmung eine immer wichtigere Rolle. Die letzte Lebensphase und die Vorgänge rund um den Tod möglichst frei und den eigenen Vorlieben entsprechend gestalten zu können, ist für viele zu einer Selbstverständlichkeit geworden. So sehr, dass wir der Auseinandersetzung mit dem eigenen Sterben und mit dem Tod kaum mehr ausweichen können. Umso drängender wird die Frage, was ein guter Tod ist – und was einen angemessenen Umgang mit ihm ausmacht. Sterben und Tod sind also auch zu etwas geworden, in dem wir unsere Individualität ausdrücken, wo wir nach Authentizität streben – und womit wir uns entsprechend eingehend befassen müssen, selbst wenn wir dies gar nicht unbedingt wollen.

Welche Faktoren spielen sonst noch mit?

JDS: Wir leben in unseren Breiten ja nicht bloss länger, wir leben vor allem auch länger gesund und in guter Verfassung. Dabei wird der Anspruch an die Medizin, dass uns ein langes Leben bei guter Gesundheit beschieden sein möge, sicherlich grösser. Es ist nicht immer einfach, daran zu erinnern, dass dies trotz der immensen Fortschritte der Medizin keine Selbstverständlichkeit ist. Zugleich verlängert sich auch die Zeit, die wir zur Verfügung haben, um uns mit dem nahenden Ende des Lebens zu befassen. Hier ist unzweifelhaft ein Anspruch der Gesellschaft an die Einzelnen entstanden, dass diese Auseinandersetzung auch wirklich stattfindet – denken wir etwa an Bemühungen, möglichst viele Menschen davon zu überzeugen, dass sie eine Patientenverfügung verfassen sollen.

In einer Umfrage äusserten neun von zehn Befragten denselben Wunsch an den Tod: Sie alle hoffen, schmerzfrei zu sterben. Wie weit liegen Hoffen und Realität auseinander?

KW: Schmerzfrei zu sterben – diesen Wunsch kann die Medizin inzwischen oft gut erfüllen. Herausfordernder wird es, wenn dieser Wunsch gegen andere

abgewogen werden muss. Zum Beispiel erspart eine Sedierung am Lebensende Schmerzen und Atembeschwerden. In der Schweiz erfolgt fast jeder fünfte Todesfall unter Bewusstlosigkeit. Doch viele Menschen möchten bis zuletzt bei Bewusstsein sein und ihre Angehörigen um sich haben. Dies und den Wunsch nach Schmerzfreiheit zusammenzubringen, ist nicht immer einfach.

Wir werden allenthalben dazu aufgefordert, uns früh mit dem eigenen Ende auseinanderzusetzen: Mit welchem Nutzen eigentlich?

KW: Religion und Philosophie fordern uns zuweilen auf, uns mit dem Tod zu befassen, damit wir für ihn, auf geistiger Ebene, bereit sind. Doch die Auseinandersetzung umfasst auch ganz praktische lebensweltliche Aspekte: Es kann für alle Beteiligten erleichternd sein, wenn die Dinge klar geregelt sind. Ich denke da zum Beispiel an Patientenverfügungen und natürlich auch Erbschaften. Ausserdem wird die Frage der digitalen Hinterlassenschaften zunehmend wichtig. Diesem Thema widmen wir in der Ausstellung ein Unterkapitel: Was geschieht mit unseren digitalen Spuren im Netz? Wem gehören unsere Bilder und Daten nach dem Tod? All das sind längst keine theoretischen Fragen mehr, sondern ganz praktische Herausforderungen.

Ist Verdrängung nicht auch ein gangbarer Weg?

KW: Natürlich, Selbstbestimmung heisst eben auch, dass jede und jeder selbst entscheiden darf, wann, wie intensiv und auf welche Weise sie oder er sich mit dem Tod und dem Sterben befasst. Es mag für manche Dinge von Vorteil sein, sich früh mit der eigenen Endlichkeit zu befassen – eine Pflicht ist es aber sicherlich nicht.

Kann man den Umgang damit überhaupt lernen?

JDS: Mit dem Tod kaum, denn wir wissen ja nicht, wie er uns dereinst ereilt. Aber wie erwähnt: Den Umgang mit der eigenen Endlichkeit kann man sicherlich kultivieren – das ist übrigens Gegenstand der uralten Idee einer «Ars moriendi», einer «Kunst des Sterbens». Darauf vorbereitet zu sein, dass es irgendwann mit uns zu Ende geht, stellt für viele eine Erleichterung auch der eigenen Existenz dar. Und gewiss ist es hilfreich für diejenigen, die zurückbleiben, wenn die verstorbene Person ihren Willen umfassend dokumentiert hat.

Sie haben sich eineinhalb Jahre intensiv mit dem Thema auseinandergesetzt. Inwieweit veränderte das Ihren persönlichen Blick?

JDS: Ich kann heute die Faszination, die Sterben und Tod für viele bedeuten, weit besser nachvollziehen. Es ist eine grosse Chance für unsere Gesellschaft, dass wir so viele Ressourcen und so viele Kompetenzen haben, über den Tod zu sprechen.

KW: Ich habe viel über das Sterben erfahren – ein Thema, das auch Angst machen kann. Einblicke in Themen wie Sterbebegleitung oder Palliativpflege beeinflussen die Sicht aufs Leben schon und stellen einen vor Fragen, die man sich so vielleicht noch nie gestellt hat, wie: Wie kann und soll man das Sterben gestalten? Was kann eine Gesellschaft für Sterbende tun?

Was ist die wichtigste Erkenntnis, die Sie mit in die Zukunft tragen?

JDS: Sie ist nicht neu, aber die Arbeit in der Ausstellung hat mich darin bestärkt: So verlockend es sein kann, der Beschäftigung mit dem eigenen Tod aus dem Weg zu gehen, so sehr lohnt es sich, sich ihr aktiv zu stellen. Für uns selbst, aber auch für unser Umfeld.

KW: Dem kann ich nur zustimmen. Die Arbeit an dieser Ausstellung zeigt einmal mehr, wie wichtig es ist, sich über Themen zu informieren – auch wenn sie schwierig sein mögen. Nur so können wir überhaupt herausfinden, was wir möchten und wo es nötig ist, Entscheidungen zu treffen.

Es ist wichtig, sich auch über Themen zu informieren, die schwierig sind.

Letzte Frage: Welcher Satz soll dereinst auf Ihrem Grabstein stehen?

JDS: Zum jetzigen Zeitpunkt würde ich mir wünschen, dass das diejenigen entscheiden, die nach mir zurückbleiben. Aber ich bin überzeugt, dass es sich lohnt, sich immer wieder zu fragen, wie wir denjenigen, die dereinst an uns denken, in Erinnerung bleiben wollen – und gegebenenfalls das eigene Leben zu überdenken.

KW: Im Moment weiss ich nicht, was dort genau stehen soll. Aber der genaue Wortlaut ist mir auch nicht so wichtig. Vielmehr hoffe ich, so zu leben, dass das Grab (oder das Plätzchen im Friedwald) auch noch einige Jahre nach meinem Tod hin und wieder besucht wird. ○



Karolina Widla (*1990) studierte Kulturwissenschaft der Antike und Archäologie in Zürich und Berlin. Seit 2019 ist sie wissenschaftliche Mitarbeiterin im Vögele Kultur Zentrum. Sie ist Co-Kuratorin dieser Ausstellung.

Dr. Jean-Daniel Strub (*1975) ist Mitgründer und Co-Geschäftsführer von ethix – Lab für Innovationsethik und Fachverantwortlicher Ethik und Lebensfragen beim Institut Neumünster, hat in Zürich und Genf evangelische Theologie studiert und am Ethik-Zentrum der Universität Zürich zu Frieden und Gerechtigkeit promoviert.

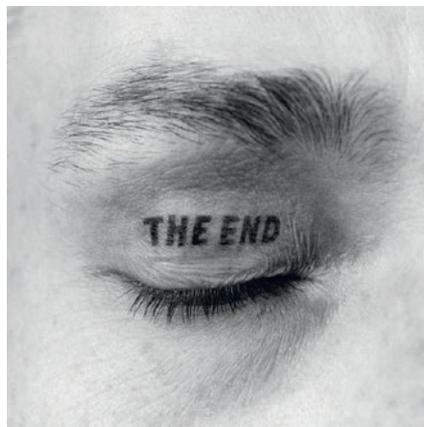
Der Tod, radikal normal.

Über das, was am
Ende wichtig ist.

17.5.–18.9.2022

Die Kuratoren Karolina Widla und Jean-Daniel Strub führen an den beiden Sonntagen, 26. Juni und 28. August, ab 11:15 durch die Ausstellung.

Alle Informationen: voegelekultur.ch



Die Kunstschaffenden, die mit Arbeiten in der Ausstellung vertreten sind:

Verena Brunnbauer und Nicole Honeck, Death Positiv; Anna Cholinska; Anouk Estermann; Selina Fässler; Marianne Halter & Mario Marchisella; Hoi Keramik; Fraser McPhee; Harald Naegeli; Julia Charlotte Richter; Tina Ruisinger; André Schäffer; Thomas Schär «cosmicball»; Sagar Shiriskar; Bitten Stetter; Studio Lernert & Sander; Tatsuya Tanaka; Timm Ulrichs.

Timm Ulrichs, *The End*, 1970/1981. Inkjet-Druck auf Leinwand. Sammlung: ZKM | Zentrum für Kunst und Medien Karlsruhe. Foto: Franz J. Wamhof, ZKM | Zentrum für Kunst und Medien Karlsruhe. © 2022 Timm Ulrichs, ProLitteris, Zürich. Werk in der Ausstellung «Der Tod, radikal normal»



Arnold Odermatt, *Hergiswil* 1969. Fotografie. © Urs Odermatt, Windisch / 2022, ProLitteris, Zurich.

Unsterblich (un)

Die Lebenszeit aller Menschen ist begrenzt. Was, wenn diese kein Ende nähme? Eine philosophische Betrachtung.

Barbara Bleisch

Den WM-Final im Jahr 2342 erleben, dutzende Male um die Welt reisen, alle Instrumente eines Orchesters erlernen und tausend Jahre Zeit, um sich durch eine ganze Bibliothek zu lesen: Wäre Unsterblichkeit die Erfüllung unserer Träume oder einfach nur zum Gähnen?

Denken wir an die griechischen Götter, die in der Welt der Sagen den Olymp bewohnten, scheint eher Letzteres der Fall zu sein. Böse Zungen behaupten jedenfalls, die unsterblichen Götter hätten sich vor lauter Langeweile die Köpfe eingeschlagen, einander Meeresungeheuer auf den Leib gehetzt und ganze Heerscharen an Nachwuchs gezeugt. Wer so lange lebt, muss sich einiges einfallen lassen, um lebenslustig zu bleiben, denn in der ewigen Repetition werden selbst die ausgedehntesten Reisen, die prickelndsten Affären, die interessantesten Studien öd. Auch mehr vom Besten ist irgendwann mehr vom Gleichen – ganz abgesehen davon, dass sich bei uns Menschen auch Liebeskummer, Magenverstimmungen und Misserfolge in die Repetitionsschleife fügten. «Die Ewigkeit dauert lange, besonders gegen Ende», sagte Woody Allen einmal. So unrecht hat er nicht.

Auch wenn der Tod manchmal ein grosses Unglück ist – unsterblich zu sein, wäre es erst recht. Der britische Philosoph Bernard Williams versuchte in seinen *Reflexionen über die Lange-weile der Unsterblichkeit* zu zeigen, warum: Das, was unser Leben attraktiv macht und uns zugleich Grund gibt, weiter am Leben bleiben zu wollen, sind sogenannte «kategorische Wünsche»: Wünsche, für deren Erfüllung wir

brennen und die uns in die Zukunft ziehen. Eine Physikerin möchte zum Beispiel noch die Richtigkeit ihrer Formel beweisen, ein Vater noch Grossvater oder sogar Urgrossvater werden, eine Alpinistin alle Viertausender erklimmen. Für Bernard Williams sind es allein diese kategorischen Wünsche, die in uns die Sehnsucht nähren, das Leben möge weitergehen. Schliesslich haben wir noch etwas zu erledigen oder zu erleben, an dem uns wirklich liegt. Einen Tod nennen wir entsprechend verfrüht, wenn er unsere kategorischen Wünsche vereitelt: Das, was wir noch vorhatten im Leben und uns im Innersten bewegt und ausmacht. Bernard Williams' Pointe meint jedoch, dass diese Wünsche irgendwann erfüllt seien. Die Formel ist bewiesen, die Familie um Enkelinnen und Urenkel gewachsen, die Gipfel sind erklommen. Ewig weiterleben zu müssen, obwohl uns nichts mehr in die Zukunft zöge, hält er für grausam.

Williams' Argument ist einflussreich – überzeugt aber nicht alle: Könnten wir nicht im Lauf eines unendlichen Lebens immer neue kategorische Wünsche ausbilden? Auf die wissenschaftliche Laufbahn folgte vielleicht ein Leben als Weltenbummlerin. Statt alle Gipfel zu erklimmen, winkte eine Karriere als Designerin.

Bernard Williams entgegnet: Das könnten wir wohl, wir würden aber zu einer anderen Person. Denn kategorische Gründe sind eng verwoben mit unserer Identität. Wir können sie nicht abstreifen wie eine Schlange ihre alte Haut. Strenggenommen wären es also nicht

Auch wenn der Tod
manchmal ein grosses
Unglück ist – unsterblich
zu sein, wäre es
erst recht.

glücklich?

wir, die unendlich lange weiterlebten, sondern immer wieder eine neue Person an unserer Stelle.

Auch das überzeugt aber nicht alle: Könnten wir uns nicht langsam wandeln und neue Projekte finden und so dem Lebensüberdruß entkommen? Im Silicon Valley träumt man genau davon. Calico, ein Unternehmen, das Google gehört, forscht an Methoden, die die Zellalterung bremsen und den Tod letztlich beseitigen können. Andere setzen auf eine digitale Lösung. Unser Geist soll dereinst auf einen Chip überspielt und wir auf eine Festplatte gebrannt in einen Körper implantiert werden. Die entsprechenden Unternehmen verstehen das nicht etwa satirisch, sondern ihnen ist damit todernst.

Überzeugender ist vielleicht ein Gedanke aus der Existenzphilosophie: Mit der eigenen Endlichkeit zu rechnen, ist wie ein Brennglas, das sichtbar macht, was zählt. Wären wir unsterblich, würden wir vieles stets aufschieben. Morgen ist ja auch noch ein Tag, und zwar einer unter unendlich vielen. Der deutsche Philosoph Martin Heidegger spricht in seinem Werk *Sein und Zeit* von der Gefahr des «uneigentlichen Lebens», das sich orientiert an der Konvention und an den Wünschen anderer. Es ist gerade das Leben im Angesicht des Todes, das uns ermöglicht, dieser «Uneigentlichkeit», dieser Fremdbestimmung zu entkommen und ein eigenes Leben zu leben, und nicht durchs Leben zu schlittern, als währte es ewig.

Tatsächlich kennen wir das vom Auskosten knapper Ferientage oder spärlicher Momente mit einem geliebten Menschen: Es ist die Begrenztheit dieser Zeit, die sie umso kostbarer machen – und zwar nicht nur, weil sie eine Rarität sind, sondern weil

wir sie umso bewusster gestalten und geniessen, als sie rasch vorübergehen.

Sterblichkeit wird aber nur zum Glückszuwachs und zur eigentlichen Intensivierung unseres Daseins, wenn wir sie nicht verdrängen, sondern ins Leben integrieren. Iwan Iljitsch schreit in der gleichnamigen Erzählung von Leo Tolstoi «drei geschlagene Tage hindurch», als er realisiert, dass er bald sterben wird. Brav hat er alle Pflichten abgearbeitet, getan, was man von ihm erwartete, und gelehzt nach sozialer Anerkennung. Erst auf dem Sterbebett kommt ihm der Gedanke: «Wie, wenn in der Tat mein ganzes Leben, mein ganzes bewusstes Leben nicht das Wahre gewesen ist?» Er ist durchs Leben geschlittert, statt es bewusst zu führen. Das Leben als ein «Vorlaufen zum Tode» zu verstehen, wie Martin Heidegger das tat, mag eine anspruchsvolle Aufgabe sein. Sie wird uns aber mehr Leben schenken, als wenn wir dem Tod zu entkommen versuchen, indem wir an der eigenen Unsterblichkeit basteln. ○

Dr. phil. Barbara Bleisch
(*1973) ist Autorin, Philosophin
und moderiert seit über zehn
Jahren die *Sternstunde
Philosophie* (SRF).



Foto: Mirjam Kluka

Den Tod mit Leben füllen

Autorin Marleen Stoessel fordert uns dazu auf, die Kultur

«Ich habe keine Angst vor dem Tod. Ich möchte nur nicht dabei sein, wenn's passiert», konstatierte einmal US-Regisseur Woody Allen. Genauer, pointierter und witziger kann man den Verdrängungsmechanismus, den unsere westlichen Gesellschaften seit Jahrzehnten gegen Tod und Sterben entwickelt haben, nicht kommentieren. Pfeilgenau trifft die Bemerkung ins Schwarze heutiger Zustände.

Alt werden – aber nicht älter

Alle wollen wir alt werden, nur nicht älter. Alt werden: ja, älter werden, gar altern: nein. Dieser Wunsch ist ein Produkt der Angst. Er hat mit unserem Verhältnis zum Tod zu tun, der, anders als ehemals, längst nicht mehr «gelebter» Teil unseres Lebens ist, sondern mehr oder weniger erfolgreich verdrängt wird, in die Altersheime und Intensivstationen – oder indirekt verlagert auf die Operationstische der Schönheitschirurgen. Medizinischer Hightech, Fitnesswahn und eine boomende Kosmetikindustrie haben die Heilsversprechen auf ein, wenn nicht ewiges, so zumindest ewig junges Leben aus dem Jenseits ins Diesseits verfrachtet. Den Tod aber in ein Nirgendwo.

In diesen Verdrängungsmodus hat die Corona-Pandemie wie ein Blitz eingeschlagen. Tod und Sterben sind uns plötzlich näher gerückt und haben für einen Augenblick eine Ohnmacht erzeugt, indem das virale Geschehen uns nicht nur in die Grenzen allen technologischen Machbarkeitsstrebens verwies, sondern auch jegliche Verfügungsgewalt über unser menschliches Dasein und Schicksal als Illusion offenbarte. Tod und Sterben, unsere Endlichkeit und Hinfälligkeit wurden uns schlagartig und kollektiv bewusst. Ein Bewusstsein, eine Lehre, die heilsam sein könnte.

Nun ist ein vorläufiges Ende der Pandemie in Sicht, doch ob dieses plötzlich geweckte Bewusstsein die Dauer der Pandemie überlebt, ist fraglich. Eher ist zu befürchten, dass dieses

für einen Moment erzeugte und erschütterte Bewusstsein schnell auch wieder, mit der vielbeschworenen Rückkehr zur Normalität, dem Vergessen anheimfällt.

Todesangst ist auch Lebensangst

Aller Fortschritt trägt ein Janushaupt – entsprechend doppelsinnig sind auch die Lehren, die sich aus diesem globalen Ereignis gewinnen lassen. Und ebenso doppelgesichtig sind seine Folgen. In vielerlei Hinsicht hat die Pandemie als Treiber gewirkt, sie hat sichtbar gemacht und gleichzeitig maskiert, was unser saturiertes, vielfach abgesichertes westliches Dasein prägt. Todesangst ist immer auch Lebensangst, und umgekehrt. Somit stellen sich auch nach der Pandemie die alten Fragen neu, vielleicht nur ein wenig erhellt durch diese Erfahrung, sofern sie nachhaltig sein kann. Fragen etwa wie diese: Wie gehen wir heute in einer demografisch alternden und zugleich dem Jugendlichkeitskult huldigenden Gesellschaft mit unserer Endlichkeit um? Wie viel Vertrauen besitzen wir noch in die soziale Gemeinschaft angesichts der Menetekel von Pandemie, Krebs, Demenz und Alzheimer? Ist die Lebens-Todes-Angst nicht auch Ergebnis eines Mangels an Vertrauen in die Gemeinschaft, die den «gelebten Tod» weitgehend aus sich verbannt hat? Und mit ihm die Menschenwürde, die noch jedem Menschen zukommt, auch im Zerfall, ob geistig oder körperlich, und in seinem je eigenen Tod? Was bedeutet mir mein Tod, die Tatsache meiner eigenen Endlichkeit? Und wäre es viel mehr noch als der Tod, der sich allem Wissen und aller Verfügbarkeit entzieht, das Sterben, das wir lernen und kultivieren müssten?

«Den Tod erlebt man nicht» – so das witzig-treffende Statement des deutschen Kabarettisten Dieter Hildebrandt, der es einer eher ernsten Wendung des Philosophen Wittgenstein entlieh. Es könnte zugleich die paradoxe Pointe auf die Feststellung eines anderen Philosophen, Ludwig

des Alterns und Sterbens grundsätzlich zu überdenken – und den Tod wie das Ende einer Melodie zu sehen.



Verena Brunnbauer und Nicole Honeck, Bild aus der Reihe *Streetart & Vergänglichkeit*, 2015–2019. Fotografie.

«Der Tod ist Tod nur für die Lebenden»

LUDWIG FEUERBACH,
PHILOSOPH

Feuerbach sein, die da lautet: «Der Tod ist Tod nur für die Lebenden.» Das heisst: Der Tod, den man nicht «erlebt», von dem man nicht erzählen kann, ist für sich ohne Sinn, ohne Bedeutung. Nur für uns, die Lebenden, wird er bedeutend und bedeutungsvoll. Oder wie es wiederum der grosse Soziologe Norbert Elias mit äusserster Prägnanz sagte: «Der Tod ist ein Problem der Lebenden. Tote Menschen haben keine Probleme.» All das ist nur allzu wahr, denn noch keiner, auch nicht ein Nahtod-Erfahrener, hat uns je sein Erleben von jenseits der Grenze mitteilen können.

Todesbewusstsein prägt das Menschsein

Zugleich aber besagt die Paradoxie, dass ein Bewusstsein von Leben nicht möglich ist ohne das Bewusstsein unserer Endlichkeit, also ohne das Wissen vom Tod. Nur darin unterscheidet sich der Mensch vom Tier, das vom Tod nichts weiss. Menschliches Bewusstsein ist, seit dem Sündenfall im Paradies, immer Todesbewusstsein. Nur durch den Tod, den alle Lebewesen erleiden müssen, erhält der gleichsam horizontale Daseinslauf eine Vertikale für den Menschen und damit die Tiefendimension, durch welche ihm die Endlichkeit seines Daseins bewusst wird. Dieses Bewusstsein allein verleiht dem sonst bloss kreatürlich-animalischen Dasein Sinn – einen Sinn, welchen nur das Lebewesen Mensch für sich finden, «setzen» und in voller Selbstverantwortung leben kann. Wäre unser Erdenleben zeitlich unbegrenzt, kein zu setzender oder zu erfüllender Sinn wäre denkbar. So wie eine Melodie sich erst durch ihr Ende zu einer solchen formt, so erhält auch das Leben nur durch den Tod einen Sinn, der wie die Melodie sich nur im zeitlichen Ablauf, im Leben selber, in unserem Schicksal entfaltet.

Dieses Bewusstsein aber ist in einer auf Konsum, Leistung, Ellbogen, Effektivität und medizinischen Machbarkeitswahn getrimmten Gesellschaft in Gefahr. Sinnleerer Aktionismus ist an die Stelle sinnerfüllter Zeit getreten, in welcher erschöpfte Vollendung der Lebensaufgabe niemals eine Bedrohung ist. «Ich habe genug» lautet eine der schönsten Kantaten von Bach, nach den biblischen Worten des greisen Simeon, der sein Leben erfüllt sieht, nachdem er im Tempel das Jesuskind schauen durfte und

nun den Tod begrüsst: «Schlummert ein, ihr matten Augen, /Fallet sanft und selig zu!» Ein guter Tod.

Sterben ist erlebbar

Nein, den Tod erlebt man nicht, das Sterben aber können wir erleben – ein entscheidender Unterschied. Zugleich wird damit eine historische Verschiebung sichtbar: Galten bisher in allen Kulturen die Rituale immer dem Tod, den Formen der Begleitung, der Bestattung, der Trauer, Klage, dem Gedenken des Toten, so gerät mit dem ungeheuren medizinisch-technischen Fortschritt der letzten Jahrzehnte der Sterbevorgang selbst ins Visier – doch nicht mehr als liebevoll betreutes Ritual, sondern immer mehr in seiner menschenunwürdigen Verlängerung, welche den Tod nur mehr als Kapitulation, Versagen und Niederlage begreift. Anders gesagt: Wir brauchen angesichts der demografischen Entwicklung in unseren westlichen Ländern eine ganz neue Kultur des Alterns, der Pflege und des Sterbens, die immer auch Resultat eines menschenwürdig gelebten Lebens wäre.

Ärzte wie der 2021 verstorbene litauisch-amerikanische Kardiologe und Friedensnobelpreisträger Bernard Lown – mit dem sowjetischen Kardiologen Evgueni Tchasov 1980 auch Begründer der «Internationalen Vereinigung der Ärzte gegen den Atomkrieg» (IPPNW) – haben eindrücklich auf die Gefahren einer unmenschlich gewordenen Hightech-Medizin, genauer: ihrer Träger und Anwender aufmerksam gemacht, soweit sie die ärztliche Tätigkeit nicht mehr als Heilkunst im umfassenden Sinn begreifen. Stand und steht in deren Mittelpunkt der bedürftige und sterbliche Mensch, so ist der Blick der Medizin-Technokraten allein auf die Krankheit fokussiert, die es im Sinne einer höchstmöglichen Lebensverlängerung zu behandeln gilt, auch wenn der Mensch selbst dabei buchstäblich auf der Strecke bleibt: als an «Schläuchen» hängendes medizintechnisch «überlebendes Kunstprodukt», wie Lown es in seinem nach wie vor hochaktuellen Buch *Die verlorene Kunst des Heilens* (1996) beschreibt. Das wirkliche Sterben wie auch der Tod entschwinden dabei dem Blick, sie werden abgeschoben in kalte sterile Sterbezimmer, sofern der Exit nicht schon

Michael Müller (40) arbeitet seit 15 Jahren als Bestatter beim Bestattungsamt Zürich. Dort berät er Angehörige, kümmert sich um Verstorbene und richtet sie so her, dass sich Trauernde würdevoll von ihnen verabschieden können. Dafür ist psychische und physische Stärke erforderlich. Der Tod ist sein enger Begleiter – diesen würde er persönlich lieber auf Abstand halten oder ganz darauf verzichten.

Ich habe die Angst vor dem Tod keineswegs verloren, im Gegenteil. Ich lebe viel zu gerne, als dass damit Schluss sein soll. Der Respekt vor dem Tod ist durch meine Arbeit also sogar noch grösser geworden. Aber auch die Dankbarkeit, am Leben zu sein.



**«Es gibt eine einzige Freiheit,
nämlich sich mit dem Tod zu arrangieren.
Danach ist alles möglich»**

ALBERT CAMUS,
SCHRIFTSTELLER

auf der Intensivstation unterläuft: als ärgerliche Störung und beschämende Panne im Gewirr von Apparaten, Kanülen und piependen Signalen. Die Pandemie-Situation mit ihren besonderen Isolierungsmassnahmen machte all dies in noch gesteigerter Form offenbar – allen humanen, unermüdlichen Bemühungen von Ärzten und Pflegekräften zum Trotz. All derer, die sich dieser Entwicklung mit ihren Zwängen von Profit und Interesse zu widersetzen versuchen.

Neue Sterbe-Kultur ist nötig

Hospizbewegung und Palliativmedizin, die gegen das institutionalisierte, technisierte und profitorientierte Sterben im Krankenhaus gerichtet sind, versuchen dieser Entwicklung gegenzusteuern, bedürfen aber weit mehr Mittel als bisher zur Verfügung stehen. Ihre Wertschätzung und Verbreitung stehen weiterhin aus. Kurzum, weniger neue Rituale für den Tod selber als eine neue Sterbe-Kultur ist gefragt, die einerseits den grossartigen Fortschritten der Medizin Rechnung trägt, welche die Heilung von früher unheilbaren Krankheiten und damit das fortschreitende Älterwerden der Menschen ermöglichen. Und dank derer nicht zuletzt auch in der Pandemie in kürzester Zeit die Entwicklung eines Impfstoffs gelang. Eine Kultur des Sterbens, die andererseits der Anmassung entgegenwirkt, den Tod um jeden Preis beherrschen zu wollen. Denn umgekehrt gilt, wie der erfahrene Mediziner Lown weiter in wundervoller Klarheit feststellt: «Ein Arzt besitzt die Macht, vielen Patienten einen würdevollen Tod zu ermöglichen!» Nicht also eine bloss technisch-hybride, sondern eine ganz andere, sprich humane Macht, die da wirksam zu werden vermag und fraglos bei etlichen Ärzten auch heute noch wirksam ist.

Allein, diese neue Sterbe-Kultur müsste alle Bereiche der Gesellschaft bis hin zu jedem Einzelnen erfassen. Denn wie viel Vertrauen haben wir selber noch in eine Gemeinschaft, welcher Solidarität, Nächstenliebe, Empathie und Fürsorge, Achtung vor Krankheit, Alter, Behinderung in ihrem von den Medien und der Industrie oktroyierten Jugend- und Körperkult immer mehr abhandenkamen? Woher die Angst, als Kranker, Pflegebedürftiger nur mehr Belastung, lästig-nutzloses, lediglich kostenaufwendiges Ärgernis für Familie und Umgebung zu sein? Woher die vulgär-darwinistische Verachtung für Schwäche und Hinfälligkeit, die auch den noch im

vollen Leben Stehenden treffen und betreffen kann? Und wofür gerade auch die Pandemie eine schmerzhafteste Lehre ist.

Diese Kultur des Alterns und Sterbens kann letztlich nur auf dem Bewusstsein unserer Endlichkeit, der sinnerfüllten Endlichkeit unseres Daseins gründen, im Annehmen und Integrieren dessen, was uns zu Gästen auf dieser Erde, auch zum vorübergehenden Gast in unserem eigenen Körper macht, der als «Tempel» sehr wohl sorgsame, aber nicht-fetischisierte Aufmerksamkeit verdient. Unabhängig davon, ob und was wir glauben und welcher Religion wir angehören mögen. Die im ersten Paragraphen des Grundgesetzes verbrieft Menschenwürde fragt nicht danach. Aber sie betrifft ebenso unseren Tod, die Würde unseres Sterbens, unser Menschenrecht auf einen «guten» wie auf einen selbstbestimmten Tod.

Die ethisch bis heute strittigen und immer wieder auch schwierigen Rechtsfragen in Sachen «Sterbehilfe», für die es in Deutschland, anders als in der Schweiz, erst mit der Entscheidung des Bundesverfassungsgerichts vor zwei Jahren einen grossen Schritt im Sinne freier mündiger Entscheidung über das eigene Lebensende bei gleichzeitigem legalem Anspruch auf suizidale Assistenz und Beistand gab – all dies wie zugleich die zunehmende öffentliche Diskussion darüber sind ein Schritt im Sinne dieser Bewusstwerdung. Sie wird der Spiegel, ja auch der Massstab unserer kulturellen Verfasstheit sein.

Leben als Erfüllung: ein guter Tod

Nicht nur Politik, Ärzteschaft, Kosten- und Leistungsträger sind hier gefordert, sondern die ganze sogenannte Solidargemeinschaft bis hin zu jedem Einzelnen, sofern ihm daran liegt, in Würde altern und sterben zu können. Auf dass die Sorge um Körper, Gesundheit und «Lebensqualität» nicht zum Fetisch für ein inhaltsleeres Leben, zum Produkt von gleichermassen Todes- wie Lebensangst wird, sondern zum Teil jener Lebenskunst, die im gleichsam gelebten Tod Vorübung für ein Sterben ist, indem sie den Tod als natürliche Tatsache akzeptiert und als sinnstiftend ins Leben integriert. Oder wie es der Stoiker Seneca einmal vor zweitausend Jahren formulierte: «Die Kunst zu leben muss man das ganze Leben hindurch lernen, und was dich vielleicht noch wunderbarer dünkt: sein Leben lang muss man sterben lernen.» Eine Lebenskunst also, die das «Carpe diem» immer auch als ein «Memento mori» begreift – und

umgekehrt die Intensität des gelebten, erfüllten Augenblicks aus dem Bewusstsein der Vergänglichkeit zu schöpfen weiss.

Wer kennt das nicht? Ein Fest, ein schöner Abend mit Freunden, eine wundervolle, vielleicht auch abenteuerliche Reise: erfüllt und ein wenig erschöpft kehrt man heim, es ist genug. Ein kleines Gedankenspiel, sich das Leben in diesem Bild vorzustellen und diesem Gefühl des Erfülltseins, der es begleitenden Müdigkeit Raum zu geben. Nicht nur finden wir darin eine kleine fühlbare Analogie zu Sterben und Tod, sondern erinnern uns dabei auch all der Abschiede, die uns, wie auch der Schlaf, ständig als «kleine Tode» begleiten. Es sind dies mehr oder weniger bewusste Einübungen für jenes unabdingbare Ende, auch dann, wenn wir von ihm nichts wissen wollen. Alle Formen der Musse, der Meditation, des Nachdenkens, spielerisch verbrachter Zeit, frei von den Zwängen des Konsums, von Nutzen und messbarer Leistung vermögen wie die buddhistischen und manche andere religiöse, philosophische oder musische Praktiken dieses Bewusstsein zu trainieren. Ein geistiges Training, das noch ungleich wichtiger als alle physische Muskelarbeit ist. Denn nur im bewussten Annehmen des Todes liegt wesentlich unser Menschsein, unsere Menschlichkeit, der Kern unserer Freiheit. Mit den Worten Albert Camus': «Es gibt eine einzige Freiheit, nämlich sich mit dem Tod zu arrangieren. Danach ist alles möglich.»

In seinem Buch erzählt Bernard Lown, wie ein in Amerika bekannter Arzt wenige Tage vor seinem Tod interviewt wurde und auf die Frage: «Gibt es eine Kunst des Sterbens?» erwiderte: «Es gibt eine Kunst zu leben.» Humor und Melancholie, beide geboren aus dem Wissen um Tod und Vergänglichkeit, sind die Begleiter solcher Kunst. Weshalb denn auch der muttergewitzte Berliner gelassen-sachte ergänzt: «Na ja, sterben müssen wir alle, aber ick lass mir nich jerne drängeln!» ○



Dr. Marleen Stoessel (*1943) studierte unter anderem Literatur, Kunstgeschichte und Philosophie und ist seit vielen Jahren für Zeitungen, Magazine, Rundfunk und Fernsehen tätig. Die Autorin lebt weitgehend in Berlin.

Im letzten Bulletin «unMÖGLICH?» ist ein Teil des von Marleen Stoessel verfassten Textes falsch publiziert worden. Dafür möchten wir uns herzlich entschuldigen.

Nur zu Besuch

DIE TOTEN HOSEN
-2002-

Immer wenn ich dich besuch', fühl' ich mich grenzenlos
Alles andere ist von hier aus so weit weg
Ich mag die Ruhe hier, zwischen all den Bäumen
Als ob es den Frieden auf Erden wirklich gibt
Es ist ein schöner Weg, der unauffällig zu dir führt
Ja, ich habe ihn gern, weil er so hell und freundlich wirkt
Ich habe Blumen mit, weiss nicht, ob du sie magst
Damals hättest du dich wahrscheinlich sehr gefreut
Wenn sie dir nicht gefallen, stör dich nicht weiter dran
Sie werden ganz bestimmt bald wieder weggeräumt
Wie es mir geht, die Frage stellst du jedes Mal
Ich bin okay, will nicht, dass du dir Sorgen machst

Und so red ich mit dir wie immer
So als ob es wie früher wär
So als hätten wir jede Menge Zeit
Ich spür dich ganz nah hier bei mir
Kann deine Stimme im Wind hören
Und wenn es regnet, weiss ich, dass du manchmal weinst
Bis die Sonne scheint, bis sie wieder scheint

Ich soll dich grüssen von den Andern
Sie denken alle noch ganz oft an dich
Und dein Garten, es geht ihm wirklich gut
Obwohl man merkt, dass du ihm doch sehr fehlst
Und es kommt immer noch Post, ganz fett adressiert an dich
Obwohl doch jeder weiss, dass du weggezogen bist

Und so red ich mit dir wie immer
Und ich verspreche dir
Wir haben irgendwann wieder jede Menge Zeit
Dann werden wir uns wiedersehen
Du kannst dich ja kümmern, wenn du willst
Dass die Sonne an diesem Tag auch auf mein Grab scheint
Dass die Sonne scheint, dass sie wieder scheint





Arnold Odermatt, *Buochs* 1965. Fotografie. © Urs Odermatt, Windisch / 2022, ProLitteris, Zurich.

Zwischen H

Kilian Ziegler

Falls ich irgendwann sterben sollte, das ist ja noch in überhaupt keiner Weise sicher, man muss schliesslich nicht jeden hinterletzten Trend mitmachen, falls ich also mal sterben sollte, hoffentlich erst in vielen Jahren, es gibt noch so viel zu erledigen, Kleinigkeiten (Müll rausbringen, einkaufen, allen von der angesagten Netflix-Serie erzählen, erst recht denen, die es gar nicht hören mögen) wie auch Grösseres (sich ein Denkmal setzen, die Welt retten, alle Biersorten der Lieblingsbar ausprobieren), falls ich also mal sterben sollte, hätte ich nichts dagegen, in den Himmel zu kommen – klingt einfach gemütlicher als die Hölle, meine Meinung.

Doch was ist der Himmel? Und wie? Ein abstraktes, körperloses Gefühl der ewigen Zufriedenheit? Oder doch, ganz klassisch, Harmonie in Form von Wolkensprung und Harfenspiel? Gut möglich, dass die Zeit nach unserem Tod ganz anders aussieht, als wir es uns ausmalen.

Vielleicht so: «Nicht so schüchtern, setzen Sie sich, bitte.» Todmüde reibe ich mir die Augen und versuche mich zu erinnern, wie ich hierhin gekommen bin, in diesen fensterlosen Raum, der mich an die Geschäftsstelle meiner Versicherung erinnert. «Herr Ziegler, wir haben hier in der Ewigkeit nicht ewig Zeit. In fünf Minuten kommt bereits der Nächste», der Mann zeigt auf den Stuhl vor seinem Schreibtisch, mehr Befehl als Geste. «Bin ich tot?», will ich fragen, aber weil ich die Antwort selber weiss, frage ich stattdessen: «Sind Sie Petrus?» – «Also erstens, er

heisst nicht Petrus, sondern Peter-Urs. Das wurde falsch überliefert – ach, diese Propheten damals, mit ihrem Ohrenschmalz. Zweitens, nein, ich bin nicht Peter-Urs, der ist seit Jahrhunderten pensioniert. Mein Name ist Moser, ich bin zuständig für Ihre Evaluation, und wenn Sie sich jetzt bitte endlich setzen würden.»

Ich lasse mich in den Stuhl fallen, Erschöpfung in den Knochen, Fragen im Kopf. «Oha, er lebt!», spottet Moser. «Schauen wir mal, wie Sie sich so geschlagen haben.» Er blättert in einem mageren Papierstapel, der wohl mein Leben sein soll, und liest vor: «Freundlichkeitsquotient: 63. Geflucht: täglich. Durchschnittliches Trinkgeld: 8,7 Prozent. Aha, aha. Ganz schön viel getrunken.» – «Ich musste alle Biersorten in meiner Lieblingsbar testen.»

Er zitiert Zahlen und Statistiken, die ich nicht verstehe, oder mir irrelevant scheinen, alles, was ich als persönliche Erfolge beanspruche, erwähnt er nicht. Sichtlich besorgt legt er den Stapel weg. «Kommt jetzt der Beelzebub?», lache ich nervös. «Sarkasmus ist auch nicht förderlich jetzt.» Mein Puls steigt, wobei ich nicht sicher bin, ob ich überhaupt noch einen habe. «Beginnen wir mit dem Positiven: Sie waren kein Orbán oder Gaddafi, immerhin. Andererseits, fehlerlos geht anders... Nun denn, das Prozedere ist Folgendes: Ich schreibe einen Bericht, den ich dann Kathrin weiterleite, und dann schauen wir weiter.» – «Kathrin? Wer ist Kathrin?» – «Wollen Sie mich...? Kathrin? Die Chefin? Gott?» «Ah, Kathrin... ja, äh... klar.» Peinliche Stille.

und H



Kilian Ziegler (*1984) gehört zu den bekanntesten Slam Poeten der Schweiz. Infos zu seinen Auftritten: www.kilianziegler.ch

immel

Moser hat genug: «Okay, wir werden sicher einen Platz im Himmel für Sie finden. Ich will und darf nicht zu viel versprechen. Eine Zweieinhalbzimmer-Wolke dürfte drinliegen. Eher Blick auf die Strasse als aufs Meer, aber eben, ist ja nicht mein Entscheid. So!», wuchtig stempelt er mein Dossier und legt es auf einen gar nicht mal so ordentlichen Stapel, dann steht er auf. «Wir melden uns.» – «Und was mache ich in der Zwischenzeit?» – «Hinter der Tür hier ist der Wartesaal, machen Sie es sich gemütlich. Das Wasser ist gratis, die Hostien kosten zwei Franken. Es hat auch *Lebkuchen*, kleiner Gag unsererseits. In der Zwischenzeit können Sie sich ja schon mal überlegen, was Sie gerne arbeiten würden. Es liegen Broschüren auf, vielleicht bringt Sie das auf Ideen. Ihren Fähig- und Unfähigkeiten nach zu urteilen, vielleicht irgendwas mit Medien.» – «Man muss im Himmel arbeiten?»

Es ist, als stürbe ich gleich nochmals. «Sie sind echt unglaublich. Seien Sie froh, dass ich Ihr Dossier schon geschlossen habe.» Ich seufze mich aus dem Stuhl, verabschiede mich wortlos mit einem Nicken. «O Gott», denke ich, «bis jetzt ist der Himmel die Hölle.» ○

öle

POLO HOFER

–2009–

Lue wie sie renne rund um's goldige Chalb
Teil wei es Chalet, Teil e ganzi Alp
e Villa mit Park und es grosses Schloss
e Rennstall für d'Chäre und e Stallig für d'Ross

Chasch alles chaufe, chasch ha was wosch ha
bis zum Tag wo alles muesch la ga
du glaubsch a Herrgott oder au ned
am Schluss mach das kei Unterschied

**U s'letschte Hemmli hed keni Säck
chasch nüd mitnä h s'hed alles ke Zwäck
kei goldige Löffel kei Silbersteck
lueg s'letschte Hemmli hed keni Säck**

Der König Midas hed sich gwünscht i sir Giir
dass alles zu Gold wird, was er berühr
er fasch wär verhungered debi
gseht er i was für e Esel er isch gsi

S'isch wie de gross Turm vo Babylon
wie Ziegle biige of e Ozean
es bliibt eim nüd vo dem wo mer had
me cha sich nid wehre ufem Totebett

**U s'letschte Hemmli hed keni Säck
chasch nüd mitnä h s'hed alles ke Zwäck
kei goldige Löffel kei Silbersteck
lueg s'letschte Hemmli hed keni Säck**

U s'letschte Hemmli hed keni Säck
s'bliibt nume Äsche, chli Staub und chli Dräck
hüt simmer da und morn simmer wäg
lueg s'letschte Hemmli hed keni Säck

S'
letschte
Hemmli

Letzte Wahr- heiten

Trauern
wenn

Fast ein Dreivierteljahrhundert lebte der amerikanische Psychotherapeut und Autor Irvin Yalom an der Seite seiner Frau Marilyn. Dann starb seine Gefährtin. Was bleibt, wenn die grosse Liebe geht?

Interview: Claudia Senn

«Trauern ist der Preis, den wir zahlen, wenn wir den Mut haben, andere zu lieben», steht als anonymes Zitat auf der ersten Seite des Buches von Irvin und Marilyn Yalom. Ob dieser Preis fair ist, kann nur noch Irvin beantworten, denn Marilyn ist im November 2019 an Knochenmarkkrebs gestorben. 74 Jahre lang hatten die beiden alles miteinander geteilt.

Es gibt nicht viele Paare, die es auf eine so methusalemische Beziehungsdauer bringen. Die bis ins hohe Alter glücklich miteinander sind und die so ehrlich und intim über die Phase des Abschiednehmens sprechen können. Als leidenschaftliche Autoren, die stets alles aufgeschrieben hatten, was ihnen wichtig schien, schrieben die Yaloms auch die Geschichte von Marilyns Krankheit und Sterben auf, gemeinsam. Sie schrieb ihre Kapitel und gab sie ihm zu lesen. Er schrieb seine Kapitel und gab sie ihr zu lesen. «Und als Marilyn gestorben war, musste ich den Rest allein schreiben», sagt Irvin Yalom am Zoom-Bildschirm in seinem mit Büchern zugestapelten Büro in Palo Alto, Kalifornien. Ihr Buch ist nicht nur ein Memoir über Marilyns Tod geworden, sondern auch darüber, was ein gelungenes Leben ausmacht und wie man es loslassen kann, wenn der Moment gekommen ist.



Auf einer Lesereise in Russland, © privat.

ist der Preis, den wir zahlen,
wir den Mut haben, andere zu lieben.

Irvin Yalom, der Tod Ihrer Frau ist über zwei Jahre her. Wie geht es Ihnen heute?

Ich habe mich etwas erholt, bin aber noch weit davon entfernt, wirklich über den Berg zu sein. An Marilyn zu denken, tut sehr weh. Ich hatte ein Foto von ihr in meinem Büro aufgehängt, gleich da drüben an der Wand, aber das war keine gute Idee. Immer wenn ich es ansah, gab mir das einen Stich.

Sie beide waren fast 74 Jahre lang ein Paar und 65 Jahre verheiratet. Wie haben Sie sich kennengelernt?

Das war noch während der Highschool. Ich war damals ein 15-jähriger Teenager, schüchtern und sozial unbeholfen. Ein Freund von mir hatte vorgeschlagen, zu einer Party von Marilyn Koenig zu gehen. Vor der Tür war eine so riesige Traube von Menschen, dass wir einfach zum Fenster reinkletterten. Da sah ich sie: Marilyn stand inmitten der Menge und hielt Hof. Nie zuvor hatte ich ein Date gehabt oder auch nur ein Mädchen angesprochen. Doch jetzt sagte ich zu ihr: Hallo, ich bin Irvin Yalom und ich bin eben durch dein Fenster geklettert. So hat das angefangen mit uns beiden.

Haben Sie gleich bemerkt, dass sie etwas Besonderes ist?

Ja, da gab es keinen Zweifel. Am folgenden Tag haben wir uns zu einem Milkshake verabredet, und sie erzählte mir, dass sie die Schule geschwänzt hatte, weil sie die ganze Nacht Margaret Mitchells tausendseitigen Roman *Vom Winde verweht* lesen musste. Da war es um mich geschehen! Denn das war es auch, was ich am liebsten tat: lesen. Jede Woche ging ich zur Bibliothek und holte mir sechs neue Bücher. Unsere Beziehung fing mit Büchern an, und sie hörte mit einem Buch auf – jenem, das wir während ihrer Krankheit gemeinsam schrieben.

Wer von Ihnen beiden hatte die Idee zum Buch?

Das war zu hundert Prozent Marilyn's Idee. Während eines Spaziergangs im Park schlug sie mir vor, die schwierigen Tage und Monate, die vor uns lagen, zu dokumentieren. Marilyn dachte, wir könnten damit anderen Paaren in

einer ähnlichen Situation helfen. Ich war erst dagegen, schaffte es aber nicht, ihr diesen Wunsch abzuschlagen.

War das Schreiben eine Art Therapie für Sie?

Auf jeden Fall. Als Marilyn gestorben war, hat mich das Schreiben am Leben erhalten. Wir waren ja beide sehr leidenschaftliche Autoren, die bei der Schreibarbeit aufblühten. Marilyn war es, die für mich das Fenster zu dieser kreativen Welt aufgestossen hatte. Wenn sie nicht gewesen wäre, hätte ich wohl einfach eine Praxis eröffnet, wie die meisten meiner Kollegen von der medizinischen Hochschule, und niemals herausgefunden, wie viel Freude mir das Schreiben bereitet.

Wie ist es Ihnen gelungen, über so viele Jahre und Jahrzehnte miteinander glücklich zu sein? Gab es in Ihrer Beziehung niemals eine Krise?

Oh, wir hatten durchaus unsere Auseinandersetzungen. Aber eine richtige Krise? Nein. Wir haben uns oft gestritten, doch wir waren immer ehrlich zueinander und haben unsere Beziehung stets an die erste Stelle gesetzt. Am ehesten gab es Probleme, wenn wir uns darüber einigen sollten, wo wir unsere Sabbaticals verbringen. Marilyn, die ja unter anderem Professorin für französische Literatur war, wollte immer nach Paris. Mir schwebte eher eine schöne Pazifikinsel zum Tauchen vor. Wir haben fantastische Reisen und Auslandsaufenthalte miteinander erlebt. Ein Jahr lang waren wir zum Beispiel mit den Kindern in London. Eine wundervolle Zeit!

Als Marilyn krank wurde, musste sie sich jede Woche einer Chemotherapie unterziehen. Wie schlimm war es für Sie, das mitzerleben?

Es war furchtbar. Grauenvoll. Ich wollte sie auf keinen Fall allein lassen. Also habe ich diesen Tag immer mit ihr im Spital verbracht und gelesen oder geschrieben, während die Infusion in ihre Adern tropfte. Die Krankheit, die sie hatte, führt nicht automatisch zum Tod. Mit der richtigen Therapie kann man damit durch-

Insgeheim befürchtete ich sogar, zu beschleunigen, wenn ich wie es nach ihrem Tod wohl

aus noch Jahre weiterleben. Doch Marilyn sprach nicht auf die Medikamente an, und sie hatte auch alle möglichen Nebenwirkungen, bis hin zu einem leichten Schlaganfall.

Konnten Sie nachvollziehen, dass Ihre Frau irgendwann den Lebenswillen verlor?

Natürlich. Marilyn hatte unerträgliche Schmerzen. Sie konnte nicht einmal mehr den kurzen Weg zum Briefkasten gehen. Ihr Leben hatte keine Qualität mehr.

Trotzdem haben Sie sich dagegen gestäubt, als Marilyn ihre Ärzte um Sterbehilfe bitten wollte.

Anfangs war mir der Gedanke tatsächlich unerträglich. Doch dann gab ich meinen Widerstand auf. An ihrer Stelle hätte ich wohl dasselbe getan. Glücklicherweise ist Sterbehilfe in Kalifornien unter strengen Auflagen erlaubt. Andere müssen dafür nach Oregon fliegen, in die Niederlande oder in die Schweiz.

Warum war es so schwer für Sie, Marilyn's Entscheidung zu akzeptieren?

Nur schon der Gedanke an ein Leben ohne sie fühlte sich an wie Verrat. Insgeheim befürchtete ich sogar, ihr Sterben zu beschleunigen, wenn ich mir vorstellte, wie es nach ihrem Tod wohl sein würde. Ich sollte doch eigentlich ganz von ihr erfüllt sein, von ihrer Gegenwart, von unseren Erinnerungen und dem bisschen gemeinsamer Zeit, das uns noch blieb.

In den Passagen Ihres gemeinsamen Buches, die Marilyn geschrieben hat, beschreibt sie immer wieder, wie Sie ihren bevorstehenden Tod zu verdrängen versuchen.

Lange Zeit klammerte ich mich an die Hoffnung, die Chemotherapie könnte doch noch anschlagen. Ich kenne schliesslich Menschen, die mit derselben Krankheit schon seit zehn Jahren leben. Doch nicht Marilyn, sie starb innerhalb eines Jahres. Irgendwann konnte ich mir nichts mehr vormachen. Von da an wachte ich jeden Morgen mit demselben Gedanken auf: Marilyn stirbt. Es wird passieren. Bald.

Es ist herzerreissend zu lesen, wie Irvin Yalom sich auf die bevorstehende Katastrophe vorbereitet. Wie er in jedem verfügbaren Augenblick mit seiner Frau Händchen hält, im Wissen darum, dass dieses kostbare Vergnügen bald

für immer vorbei sein wird. Mit wie viel Liebe und Sorgfalt er die letzten Filme aussucht, die sie sich abends zusammen anschauen, die erste Hälfte am einen Tag, die zweite am nächsten, weil für einen ganzen Film am Stück die Kraft längst nicht mehr reicht. Wie er im Supermarkt den Earl-Grey-Tee sucht, den sie morgens so gern trinkt, und davon extra zwei Schachteln kauft, um sie so zu beschwören, noch ein paar Tage länger am Leben zu bleiben. Wie wütend er wird, als die Palliativschwester seiner Frau so viel Morphin verabreicht, dass sie wegdöst – und ihn damit um eines der vielleicht allerletzten Gespräche mit ihr bringt.

Am 20. November 2019 nimmt Marilyn Yalom in Anwesenheit ihres Mannes, ihrer vier Kinder und eines Palliativmediziners einen tödlichen Medikamentencocktail ein. Sie hatte sich gewünscht, diesen letzten Schritt in ihrer vertrauten Umgebung zuhause zu tun. Irvin Yalom zählt noch vierzehn immer schwächer werdende Atemzüge, dann stirbt seine Gefährtin, die fast ein Dreivierteljahrhundert an seiner Seite gelebt hatte. Die bleierne Zeit der Trauer beginnt.

Mr. Yalom, was vermissen Sie an Marilyn am meisten?

Die Frage ist so gross, ich kann sie kaum beantworten. Ich vermisse sie auf jede erdenkliche Art. Sie war meine Gefährtin. Sie war aber auch mein Gedächtnis. Sie konnte sich an so viele Details erinnern. Vieles, was ich längst nicht mehr weiss, würde sie noch wissen. Ich habe also auch einen Teil meiner Vergangenheit verloren.

Als Psychiater haben Sie sich jahrzehntelang ausführlich mit der Angst vor dem Tod beschäftigt: Sie haben todkranke Patienten begleitet, Therapiegruppen für Witwen und Witwer gegründet, Bücher für Hinterbliebene geschrieben. Hat Ihnen das ganze Fachwissen etwas genützt, als Ihre eigene Frau starb?

Ich war vermutlich besser vorbereitet als andere. Ich wusste, was auf mich zukommt. Ich wusste, dass bei den meisten Trauernden der Schmerz nach einem Jahr langsam nachlässt und sie nach zwei Jahren zurück ins Leben finden. Aber ich bezweifelte, dass das bei mir genauso laufen würde. Denn keiner meiner Patientinnen und Patienten hatte eine so innige und langjährige Bindung zu seinem Ehepartner wie ich mit Marilyn. Als ich nach ihrem Tod in Traurigkeit und Depression versank, musste ich

*ihre Sterben
mir vorstellte,
sein würde.*

oft an eine Patientin aus meiner Zeit als Professor in Stanford denken. Die Frau hatte innert kurzer Zeit ihren Bruder und ihren Mann verloren. Sie war sehr wütend. Wir stritten uns oft, weil sie mir andauernd sagte, wie perfekt doch mein eigenes Leben sei und dass ich deshalb nicht verstehen könne, wie furchtbar sie sich fühle. Jetzt, wo ich selbst traure, merke ich: Sie hatte recht. Ich hätte mir mit ihr mehr Mühe geben sollen.

Was haben Sie von all den Sterbenden und Hinterbliebenen sonst noch gelernt?

Dass es einen Zusammenhang gibt zwischen der Angst vor dem Tod und dem Gefühl des ungelebten Lebens. Je geringer die Zufriedenheit im Leben, desto grösser die Angst vor dem Tod. Marilyn hatte ein erfülltes Leben und wenig zu bereuen. Sie fühlte sich geliebt von Familie und Freunden. Deshalb konnte sie ohne Angst gehen.

Ist es Ihnen in Ihrer Trauer manchmal wie ein Ausweg erschienen, sich ebenfalls das Leben zu nehmen?

Manchmal, ja, aber ich habe mich mit diesem Gedanken nie sehr lang aufgehalten. So viele Jahre habe ich Witwen und Witwer begleitet und ihnen über die qualvolle Zeit nach dem Tod ihres Ehepartners hinweggeholfen – da wäre es mir wie ein Betrug an meiner Arbeit vorgekommen, wenn ich mich einfach umbringe, sobald ich selbst mit dieser Situation konfrontiert bin. Unmöglich!

Sind Sie einsam?

Ja, ich bin einsam – aber ich bin nicht allein. Drei meiner vier Kinder wohnen in der Nähe. Sie kümmern sich sehr gut um mich, ebenso wie unsere zahlreichen Freunde und Bekannten. Das Problem ist nur: Sie alle sind nicht Marilyn.

Sie sind nun beinahe neunzig Jahre alt und haben vermutlich auch nicht mehr allzu viel Zeit auf dieser Erde. Beängstigt Sie das?

Seltsam, aber seit Marilyn gestorben ist, hat sich die Angst vor dem Tod verflüchtigt. Sie ist kein Thema mehr. Wenn ich jetzt ans Sterben denke, stelle ich mir vor, zu Marilyn zu gehen.

Sie glauben, dass Sie Ihre Frau wiedersehen?

Ich bin Wissenschaftler und Skeptiker. Natürlich weiss ich, dass diese Idee eigentlich absurd ist. Die meisten Religionen behaupten, dass es nach dem Tod irgendwie weitergehe

Irvin Yalom, der vergangenes Jahr neunzig Jahre alt geworden ist, ist eine Art Superstar der Psychotherapie. Er gilt als Erneuerer der Psychoanalyse, weil er kein distanzierter Analytiker am Kopfende der Patientencouch mehr sein wollte, sondern dafür plädierte, eine aktivere, empathische, beinahe «freundschaftliche» Beziehung mit den Patientinnen und Patienten einzugehen. Seine Fachbücher wurden zu Klassikern. Yalom hat darüber hinaus auch rund ein Dutzend Romane geschrieben, mit denen er ein breites Publikum begeisterte. Kinogängerinnen ist er zudem durch den Dokumentarfilm *Yalom's Cure* der Schweizer Regisseurin Sabine Gisiger bekannt. Noch immer bekommt er Fanpost aus aller Welt. Es seien, so sagt er, mindestens fünfzig E-Mails pro Tag, die er, so gut es eben geht, persönlich beantwortet. Auch Patienten empfängt Yalom noch, jedoch nur für einzelne Sitzungen. «Für eine längere Therapie ist mein Gedächtnis einfach nicht mehr gut genug», sagt er.

Marilyn Yalom, Kulturhistorikerin und Professorin für französische Literatur, war ebenfalls eine grosse Intellektuelle. Sie gehörte zu den Pionierinnen der Genderforschung und war Mitbegründerin des Center for Research on Women an der Stanford University. Irvin Yaloms Gesicht wird weich, wenn er vor seinem inneren Auge Revue passieren lässt, was für ein bezaubernder Teenager sie einst war. Noch immer scheint er es kaum fassen zu können, dass diese lebenswürdige, brillante, unfassbar attraktive, knapp einen Meter fünfzig kleine Wunderfrau, die doch jeden hätte haben können, ausgerechnet ihn auserwählt hat. Ihre Eltern, so erzählt er, betrieben ein jüdisches Lebensmittelgeschäft im damals streng nach Weiss und Schwarz getrennten Washington DC – genauso wie die Familie von Irvin Yalom, deren Laden und Wohnung bloss einen Block entfernt lagen, inmitten einer schwarzen Nachbarschaft. «Meine Eltern hätten mir niemals erlaubt, meine schwarzen Freunde mit nach Hause zu bringen», sagt er. Auf der Strasse abzuhängen war wegen der Drogendealer und Strassengangs viel zu gefährlich. Nur mit Büchern konnte sich der schüchterne Junge die Zeit vertreiben. Doch dann kam Marilyn und erlöste ihn aus seiner Einsamkeit. Nach mehr als sieben gemeinsamen Jahrzehnten hat sie ihn nun wieder verlassen.

und dass dann alles gut sei. Daran glaube ich nicht. Aber die Idee, zu Marilyn zu gehen, lasse ich mir trotzdem nicht nehmen. Dafür ist dieser Gedanke einfach zu tröstlich.

Wäre es für Sie okay, jetzt abzutreten?

Absolut. Mein Körper ist am Ende. Ich trage einen Herzschrittmacher, kann kaum noch gehen, leide unter Gleichgewichtsstörungen. Mein Gedächtnis lässt nach, der Geschmacksinn, die Augen, das Gehör. Nach und nach verliere ich all meine Fähigkeiten.

Was für einen Tod wünschen Sie sich?

Am liebsten wäre mir, dass mein Herz aussetzt und ich einfach umkippe. Vor allem wünsche ich mir, dass ich nicht dement werde wie John, einer unserer Freunde. Bei meinem letzten Besuch vor seinem Tod erkannte er mich nicht mehr wieder. Er stand bloss noch da und schrie, Stunde um Stunde. Dieses Bild bekomme ich kaum mehr aus meinem Kopf. So ein Tod wäre für mich ein Albtraum.

Ist der Gedanke erschreckend für Sie, dass in drei, vier Jahrzehnten vielleicht niemand mehr weiss, wer Sie waren – trotz all Ihrer Erfolge und akademischen Meriten?

Überhaupt nicht. Ich habe vielen Menschen helfen können und mein Wissen an andere weitergegeben, die es dann wieder an andere weitergegeben haben. Ich habe mehr erreicht, als ich jemals zu hoffen gewagt hätte. Ich hatte ein tolles Leben, eine fantastische Frau, vier wunderbare Kinder, viele beglückende Freundschaften. Jetzt bin ich bereit zu gehen. Wenn man mich in zwei, drei Generationen vergessen hat, ist das eben so. Das ist der Lauf der Welt. ○

Irvin D. Yalom und Marilyn Yalom:

Unzertrennlich – Über den Tod und das Leben
Aus dem Amerikanischen von Regina Kammerer.
btb-Verlag, München 2021, 320 Seiten, ca. 32 Fr.



Foto: Micha Freutel für Annabelle

Claudia Senn (*1965) ist Journalistin und lebt in Zürich. Das Interview führte sie für die Zeitschrift *Annabelle*.

Der Tod der Anderen

Roland Grüter

Mir ist der Tod schon mehrfach begegnet. Seppi, ein Schulkollege im Gymi, erschoss sich in seinem Bett, nachdem ihn die Mutter geweckt hatte. Später sargte ich regelmässig betagte Männer und Frauen ein, die ich zuvor in der Geriatrie gepflegt hatte. In den 1980er Jahren starben Freunde mitten im Leben an AIDS, später mein Freund Howard an Lungenkrebs. Er hinterliess vier Kinder und eine schwerkranke Frau. In jungen Jahren litt ich zudem unter Depressionen und beschäftigte mich, wenn die Welt wieder mal schwarz und kalt war, oft auch mit meinem Ende.

Ich hatte also viele Gesichter des Todes gesehen. Mal war er Befreier, mal Zerstörer. Mal reichte er den Menschen mit einem Lächeln die Hand, mal mit einer Fratze. Folglich glaubte ich, mit ihm Frieden geschlossen zu haben. Sie wissen: Der Tod gehört zum Leben; wer erfüllt sterben will, muss erfüllt leben; Unsterblichkeit ist unendlich bedrohend und so weiter und so fort. Doch vor drei Jahren verstarb mein damaliger Partner, und all die Philosophien und Phrasen griffen urplötzlich ins Leere. Ich war erschüttert, zerrissen, fassungslos. Da blieb kein Trost, nur Fassungslosigkeit. Ich sass monatelang auf dem Sofa, steif und regungslos, als wäre ich selber gestorben. Darauf

lernte ich den Geschmack des Todes neu kennen. Er schmeckt nach eiskaltem Metall. Und wog schwerer als Blei.

Wenn ich zurückdenke, war das Sofa ein guter Platz, zurück ins Leben zu finden. Ich sprach mit Freunden über die Trauer, doch die richtigen Worte fehlten. Ich ging in die Therapie, doch der Tod wurde dadurch nicht schöner. Ich raffte mich auf, steckte mir Ziele und kam in der Folge aber zur Einsicht, dass all das nichts taugte. Trauer lässt sich nicht wie ein Stapel Papiere abarbeiten und der Tod sich nicht wie ein lästiges Hindernis überwinden, so sehr es manche glauben. Ich musste lernen, stillzustehen, duldsam zu sein, die Lücke und Leere hinzunehmen und zu akzeptieren statt sie krampfhaft zu füllen. Dieses Verlustgefühl, das Irvin Yalom im obenstehenden Interview derart anrührend umschreibt, birgt nicht nur Bitternis, sondern auch viel Schönes. Besteht der Sinn des Lebens nicht gerade darin, dass wir auf der Welt ein kleines Vakuum hinterlassen, dass uns ein paar Menschen etwas vermissen? **Ich finde, die Tränen, die wir um andere weinen, sind wichtig. Auch wenn der Schmerz gross und unerträglich scheint.** ○

Der Tod kann dreckig und schmerzhaft sein. Leidend. Aber auch schön, hoffnungsvoll und bunt. Der schwache Mensch, das Beisammensein am Lebensende - das kann auch eine Schönheit haben. Wir können gestalten, wie wir solche Momente empfinden. Und wir müssen nicht alles so hinnehmen, wie es uns serviert wird.



Bitten Stetter (49) ist Designerin und Dozentin an der Zürcher Hochschule der Künste, Zürich. Sie erforscht Sterbesettings und entwirft Objekte für die Bedürfnisse am Lebensende. Weshalb der Tod als Teil des Lebens nicht stärker gestaltet und individualisiert wird, versteht sie nicht. Dinge, die wir berühren, die berühren auch uns, sagt sie. Sie können uns entfremden oder näherbringen, auch in der Sterbephase. Und sie können uns die Angst vor dem Tod ein wenig nehmen.

Adieu,

Kinder
Deshalb

Andrina Laura Vögele

Mit 12 erlebte ich zum ersten Mal, wie sich Trauer anfühlt. Ich erinnere mich noch genau an den Schmerz, als meine Mutter mir die Hiobsbotschaft überbrachte, mein geliebtes Meerschweinchen sei gestorben. Ich musste in dieser Sekunde nicht nur den Verlust meiner kleinen Chica überwinden, sondern mich von vertrauten Ritualen verabschieden. Nie wieder würde ich morgens, bevor ich mich auf den Schulweg mache, meine Süsse füttern können. Oder darüber stöhnen, ihren Käfig auszumisten. Oder mit ihr kuscheln. Ich war zwar nie ein ausgesprochenes Tiermädchen, aber der Verlust des Meerschweinchens traf mich hart.

Der Tod war mir zwar schon früher begegnet, die Trauer aber nicht. Als ich 6 Jahre alt war, starb mein Grossvater. Ich liebte ihn über alles, er war eine wichtige Bezugsperson für mich – und doch kann ich mich schlichtweg nicht daran erinnern, dass ich um ihn getrauert hätte. Weder Tränen noch Traurigkeit sind mir präsent – jedenfalls nicht meine eigenen. Woran ich mich erinnere, ist, wie meine Mutter weinte und es mich irritierte, dass jener Mensch, auf dessen Stärke ich mich immer verlassen konnte, plötzlich angeschlagen und zerbrechlich vor mir stand. Ich erinnere mich, wie die Lehrer in der Schule mit mir sprachen, als würde ich jeden Moment zusammenbrechen, und wie an der Beerdigung alle mit sanfter Stimme auf mich einredeten. Ich erinnere mich an den offenen Sarg, wie darin mein geliebter Grosspapi lag, so friedlich aussehend, als würde er gleich wieder erwachen.

Klar, ich verstand schon damals, dass es den Tod gibt. Ich verstand, dass er passiert. Aber, wie so viele Kinder, verstand ich sein Konzept nicht wirklich, sein «für immer», dieses «nie wieder». In diesem Alter misst man die Zeit einzig daran, wie oft man bis zu einem herbeigesehnten Ereignis noch schlafen muss. Man kann kaum begreifen, dass Weihnachten und Geburtstage nur einmal im Jahr passieren. Der Begriff der Ewigkeit ist für Kinder aber eine Überforderung. Wie viele Schlafleinheiten hat denn «für immer» oder das «nie wieder»?

Selbst wenn Kinder die Idee des Todes verstehen und bei Filmen, in denen ein Elternteil stirbt, auch mal weinen: Wahrscheinlich verstehen sie die Konsequenz, die Endgültigkeit doch nicht wirklich. Mir jedenfalls erging es so. Erwachsene tendieren dazu, den Kindern zu erklären, dass ein geliebter verstorbener Mensch vom Himmel herabblickt und immer auf sie aufpasst, dass diese in ihrem Herz und in ihren Erinnerungen weiterleben würden. Und äussern Kinder die berechtigte Angst, dass ihre Eltern eines Tages sterben könnten, versucht man sie mit dem Versprechen zu trösten, dieser Moment liege noch in weiter Ferne. Alles, was wir über den Tod sagen, um uns selbst oder unsere Kleinen zu trösten, soll das Leben als weniger endlich erscheinen lassen. Weshalb es mich wundert, dass ein Kind die Bedeutung von «für immer» oder «nie wieder» trotzdem zu verstehen lernt.

Es gibt eine Reihe von Studien darüber, wie Kinder mit Trauer umgehen und in welchem Alter



Andrina Laura Vögele (*1995) absolvierte in New York den Bachelor in «Contemporary culture and creative production», in London einen Master in «Global Media Industries» und einen weiteren in «Psychology». Ihr jetziges Studium, wie auch ihre Arbeit, widmet sie der Forensischen Psychologie und der Rehabilitation von Tätern.

... bis

haben ein anderes Verständnis von Endlichkeit.
sehen sie auch den Tod anders.

sie das Konzept kognitiv verstehen. Ein grundlegendes Problem dieser Studien besteht jedoch darin, dass wir jeweils die Perspektive von Erwachsenen auf Kinder übertragen. Wenn man klein ist, scheint es unendlich weit weg, erwachsen zu sein. Erwachsene hingegen denken, sie seien erst gestern noch ein Kind gewesen. Für Kinder liegt «für immer» irgendwo zwischen Weihnachten und seinem nächsten Geburtstag. Erwachsene verbinden damit etwas Radikales, etwas Finales.

Das erklärt auch, dass mich der Tod meines Meerschweinchens stärker erschütterte als jener meines Grossvaters. Ich war älter, und mein Blick auf die Zeit, mein Gefühl für Endlichkeit hatte sich verändert. Darüber hinaus sagte mir niemand, dass mein Meerschweinchen im Haustierhimmel auf mich aufpasst oder dass es für immer und ewig in meinem Herzen sein würde. Ich war mir folglich weit bewusster, dass der Abschied endgültig war. Kommt dazu, dass ich mich jahrelang mehrheitlich alleine um Chica gekümmert hatte, sie war somit ein bedeutender Teil meines Lebens. Als sie starb, vermisste ich also nicht nur die Kuscheleinheiten, sondern auch das Gefühl der Normalität. Und der Verlust von Normalität ist immer auch ein Treiber für Trauer.

Kinder stehen in einem ständigen Lernprozess und sind täglich neuen Erfahrungen ausgesetzt. Sie sind neugierig und offen. Vor allem kleinere Kinder verfügen – vollkommen unbewusst – über

eine radikale Akzeptanz. Für sie kommen die Dinge, wie sie kommen. Sie nehmen sie hin als Teil ihres Daseins. Als Erwachsene verlieren wir jedoch diese radikale Akzeptanz und damit auch die Unbeschwertheit. Wir versuchen ständig, Ungutem auszuweichen, Unerfreuliches wegzu erklären, den Weg nach unseren Vorstellungen auszulegen. Dadurch erschweren wir uns auch die Trauer. Wir tragen Adresslisten zusammen, beschäftigen uns mit Bestattungsarrangements, Trauerreden, Dankeschreiben, Testamentsvollstreckungen und Andachtsmomenten. Jede einzelne dieser Aufgaben verweist auf die Tatsache, dass wir jemanden verloren haben, hinnehmen mögen wir sie aber nicht. Das alles hat zwar durchaus etwas Tröstliches, birgt aber die Gefahr, dass wir uns in der Trauer verlieren, wenn wir es damit übertreiben. Kinder jedoch gehen einfach weiter. Sie versuchen nicht, den Schmerz zu vermeiden. Erwachsene versuchen ständig zu antizipieren, wie viele Nächte sie wachliegen werden, bis der Schmerz abgeklungen ist, bis der Verlust nicht mehr so weh tut. Kinder gehen stattdessen ins Bett und schlafen ein. Schliesslich hören sie von uns Erwachsenen ja immer, dass es morgen besser wird.

Warum eigentlich nehmen wir unseren Rat nicht für uns selber an? ○

Morgen?

Jedem sein Jenseits

Falls unser Leben im
Hier und Jetzt eine
Generalprobe sein sollte:
Was erwartet Christen,
Muslime oder Buddhisten
nach dem Tod?

Stephen Prothero

Mit Schrecken beobachtete Sigmund Freud, wie Männer voller Zuversicht in den Ersten Weltkrieg marschierten, ohne auch nur in Betracht zu ziehen, dass sie nicht mehr zurückkämen. Warum sollte jemand fröhlich seinem Tod entgegengehen? Beim Nachdenken kam Freud zum Schluss, der Mensch glaube in seinem Unbewussten nicht an den Tod. Zwar würden wir die Existenz des Todes nicht grundsätzlich leugnen; wenn man in einem Interview danach fragte, würde jeder von uns zugeben, dass wir dem Leben dereinst einen Tod schulden. Aber im tiefsten Winkel unseres Herzens seien wir dennoch vom Gegenteil überzeugt: Der Tod ist eine Sache, die nur die anderen angeht.

In jedem Frühjahr gebe ich an der Universität Boston ein Seminar mit dem Titel *Tod und Unsterblichkeit*. Meine Kollegen nennen es einen getarnten Einführungskurs in die Religionswissenschaft, weil das Wort «Religion» im Titel nicht vorkommt (viele unserer Studentinnen und Studenten begreifen sich als «spirituell» und halten «religiös» für ein Schimpfwort). Die meisten Ziele des Kurses sind akademisch. Ich möchte, dass die Studenten sich mit den Glaubenssätzen, Ritualen und Symbolen der Weltreligionen vertraut machen. Ich will, dass sie sich mit einigen grossen Figuren der Weltliteratur auseinandersetzen: mit Gilgamesch, der nach dem Tod seines einzigen Freundes Enkidu sowohl die Welt wie die Unterwelt durchwandert; mit Sokrates, der zur Vorbereitung auf den Tod eine letzte philosophische Lehrstunde abhält, ehe er gelassen den Schierlingsbecher austrinkt; mit Tolstois Iwan Iljitsch, der sich, von Leugnern des Todes und Schönfärbem umringt, entschliesst, schauernd und einsam seinem Ende entgegenzugehen, ohne Beistand und Mitleid.

Doch die Studenten sollen sich auch mit existenziellen Fragen beschäftigen: Wie sollen wir trauern? Ist Selbstmord moralisch zu rechtfertigen? Wer hatte einen guten, einen beispielhaften Tod: Jesus? Buddha? Dumbledore (aus *Harry Potter*)? Vor allem aber will ich, dass sie sich mit ihrem eigenen Tod auseinandersetzen. Neben den üblichen akademischen Seminararbeiten müssen sie deshalb einen Nachruf auf sich selbst verfassen und ihre eigene Bestattung planen. Sie müssen

Unsere Auffassung vom Menschen beeinflusst, ob wir einen toten Körper beerdigen, verbrennen, einfrieren oder in der Wildnis aufbahnen, damit er von den Geiern gefressen wird.

zuschauen, wie Phil Connors (verkörpert von Bill Murray) im Film *Groundhog Day* (*Und täglich grüsst das Murmeltier*) sich wieder und wieder erfolglos das Leben nimmt. Ich erkläre ihnen, eines der Hauptziele des Seminars sei es, ihnen zu vergegenwärtigen, dass sie eines Tages sterben müssten.

DREI ZENTRALE FRAGEN

Aber was kommt danach? Ewige Qualen? Ekstase? Vergessen? Die Religionen der Welt und ihre gebildeten Verächter halten faszinierende Antworten bereit, deren Erforschung man sein ganzes diesseitiges (und jenseitiges) Leben widmen könnte. Aber keine dieser Visionen von einem Leben nach dem Tod darf isoliert betrachtet werden. Um das Nichts der Atheisten oder die Hölle der Christen oder das Nirwana der Buddhisten zu verstehen, muss man sich stets mit drei Fragen gleichzeitig auseinandersetzen, einer anthropologischen, einer praktischen und einer wunderbar spekulativen: Was ist eine menschliche Person? Was tut man mit einer Leiche? Und was geschieht, wenn wir sterben?

In jeder Kultur spielen die Antworten auf diese Fragen zusammen wie Violine, Bratsche und Violoncello in einem Streichtrio. Unsere Auffassung vom Menschen beeinflusst, ob wir einen toten Körper beerdigen, verbrennen, einfrieren oder in der Wildnis aufbahnen, damit er von den Geiern gefressen wird. Und die Beseitigung der Toten – sei es nun durch Feuer oder im Eis – hängt wiederum eng damit zusammen, ob wir glauben, dass die Toten aus ihren Gräbern auferstehen und ein neues Leben beginnen.

Juden, Christen und Muslime teilen die Überzeugung, dass der Mensch aus Körper und Seele besteht. Der Tod, bei dem wir mit dem letzten Atem auch unsere Seele aushauchen, bedeutet für sie die vorübergehende Trennung dieser beiden integralen Bestandteile, die sich erst am Ende der Tage wieder vereinigen: wenn unser verwester Leib aus dem Grab aufsteigt und sich im Äther auf mysteriöse Weise zusammenfügt. Die mittelalterliche christliche Kunst ist besessen von blutrünstigen und herrlichen Details dieses Szenarios. Wenn der Finger eines Leichnams von einem Hund abgebissen wurde, wie kann dieser Finger wieder zu seinem Körper zurückfinden? Und was, wenn – schlimmer noch – statt eines Hundes die Kannibalen über einen Leichnam herfallen? Wenn sie einen Körper essen und seine Organe

dadurch zu einem Teil ihrer Organe werden?

Zu welchem der Körper gehörte in diesem grauischen Szenario dann zum Beispiel die Leber? (Mittelalterliche Theologen versuchten das Problem zu entschärfen, indem sie behaupteten, der menschliche Körper könne keine menschlichen Körperteile verdauen, womit sich die Frage natürlich erledigt hatte.)

Theologen rätselten auch, welches Schicksal die Körper und Seelen der Erlösten und Verdammten erwartete. Wenn jedes Feuer seine Quelle verzehrt – wie ist es dann möglich, dass menschliche Leiber ewig in der Hölle schmoren? Mit was für einer Art von Körper gingen die Erlösten ins Himmelreich ein? Würden ihre Körper dort essen müssen? Und wenn ja, würden sie auch ihren Darm entleeren müssen? Und wenn nicht, wäre ein Himmel, in dem es weder Bier noch Bratwurst (oder Sex) gibt, noch ein Himmel, der diesen Namen verdient?

KLETTERGERÜST DER IDEEN

Es bereitet mir Freude, in meinem Seminar mit den Studentinnen und Studenten auf diesem Klettergerüst der Ideen herumzuturnen. Was für einen Körper hättet ihr gern im Himmel? Euren besten Körper? Den Körper im «Jesus-Alter» von 33 Jahren (seinem Todesjahr)? Wenn ich mit einem Gebrechen zur Welt gekommen bin, wird dieses Gebrechen beim Eintritt in den Himmel geflickt, weil der Himmel laut Lehrmeinung ein Ort der Vollkommenheit ist? Falls ich tatsächlich geflickt werde, ist diese Person im Himmel dann immer noch ich? Sind wir dort unser vollkommenes Selbst oder das Selbst, das unsere Geliebten berührten, oder das Selbst, das unsere Mütter auf die Welt brachten?

Doch kehren wir zu den drei Fragen zurück, mit denen ich meine Studenten traktiere. Christen bestehen darauf, dass der Mensch sich aus Körper und Seele zusammensetzt. Sie sehen der Auferstehung des Leibes und der Wiederherstellung der ganzen menschlichen Person (Körper plus Seele) am Ende der Tage entgegen. Es erscheint daher ratsam, den Leichnam so weit wie möglich zu erhalten, indem man ihn als Ganzes beisetzt. Denn

wenn wir ihn am Ende wieder ganz benötigen, warum sollten wir Gott unnötig Arbeit machen, indem wir ihn kremieren?

DER KÖRPER – DIE HOSE FÜR DIE SEELE

Die Hindus gehen von anderen Annahmen über die menschliche Person aus. Sie glauben, so wie Sokrates in Platons *Phaidon*, dass der Mensch im Grunde nur aus Seele oder Geist besteht. Der Körper ist der Person allerdings nur äusserlich, so wie die Hosen und das Hemd und die Schuhe, die ich heute zufällig trage, meinem Wesen äusserlich sind. Nach dem Tod kann die Seele (unser Wesen) nur im günstigsten Fall dem entkommen, was Hindus als ewig leidvollen Kreislauf von Leben, Tod und Wiedergeburt beschreiben. In den allermeisten Fällen wird unsere Seele einfach in einem anderen Körper wiedergeboren. Es gibt daher keinen Grund, den Körper, in dem wir momentan stecken, zu bewahren, weshalb er üblicherweise verbrannt wird. Die Kremierung ist für Hindus keine bloss praktische Entscheidung, sondern vielmehr eine spirituelle Frage. Denn erst nachdem der Körper vergangen ist, ist die Seele frei zur Wiedergeburt in einem anderen Körper, zu einem weiteren Leben und Tod.

Ein faszinierendes Detail dieser klassisch hinduistischen Weltanschauung ist, dass das Leben nach dem Tod im Grund gar kein Leben nach dem Tod ist. Wer das hinduistische Ziel des Moksha oder der spirituellen Befreiung erreicht, bewegt sich jenseits von Persönlichkeit und Erfahrung, die in einem unsagbaren und unpersönlichen Jenseits verschwimmen.

Das Leben der Reinkarnierten hingegen ist kein Leben im Jenseits, vielmehr kehrt es in den Kreislauf des diesseitigen Lebens auf diesem Planeten zurück.

Hier besteht eine Gemeinsamkeit zwischen Hinduismus und Judentum. Obschon die meisten Juden heute der Frage, was (wenn überhaupt etwas) im grossen Jenseits auf sie warte, mit stoischem Gleichmut begegnen, ist das Judentum klassischerweise davon ausgegangen, dass man nach der körperlichen Auferstehung am Ende der Zeiten in den Genuss einer Art Paradies gelangt, allerdings nicht im Himmel, sondern hier und jetzt auf Erden – in einer neuen und besseren Welt, die vom Messias und seinen menschlichen Helfershelfern eingerichtet wurde.

UNGREIFBAR WIE DER WIND

Der Buddhismus entwickelte sich in Indien aus dem Hinduismus, so wie sich das Christentum im Nahen Osten aus dem Judentum entwickelte. Es sollte daher

nicht überraschen, wenn Buddhisten viele Gemeinsamkeiten mit ihren hinduistischen Brüdern und Schwestern aufweisen. Auch sie glauben an Reinkarnation und entledigen sich ihrer Toten durch Feuer unter freiem Himmel. Aber Buddhisten haben ein ganz anderes Verständnis vom Menschen. Statt das Selbst mit der Seele gleichzusetzen, wie es die Hindus tun, lehnen sie jede Seelenlehre ab. Was wir als Seele bezeichnen (das Atman des klassischen Hinduismus), ist laut Buddha und seinen Schülern unbeständig und ewig veränderlich, so wandelbar und ungreifbar wie der Wind. Aber nicht nur die Seele ist dieser Auffassung nach eine reine Schimäre. Auch das Selbst wird als eine Art Trompe-l'œil, als imaginäre Täuschung und Illusion unserer eigenen Einbildungskraft begriffen. Doch Religionen sind so unstedt wie das buddhistische Selbst: Als der Buddhismus sich Richtung Norden und aus Indien hinaus nach Tibet und China, Korea und Japan ausbreitete, entwickelten sich neue Versionen vom Leben nach dem Tod, deren phantastische Abenteuerlichkeit es inzwischen leicht mit dem Paradies der Christen und Muslime aufnehmen kann.

Nach allgemeinem Verständnis ist der christliche Himmel ein Ort jenseits von Sünde und Pein. Doch nur die wenigsten Christen können solche Abstraktionen heutzutage noch konkretisieren, und wenn sie es tun, greifen sie eher auf die Technicolorbilder des *Zauberers von Oz* zurück als auf die biblischen Bilder vom neuen Eden. Ein Grund für diesen Schleier, der die gegenwärtigen Christen von der zentralen Verheissung ihres Glaubens trennt, liegt in der Unklarheit über den Moment, in dem das alles eintreten soll. Klassischerweise wird die himmlische Fülle auf einen Zeitpunkt nach unserer körperlichen Auferstehung und nach der Wiederkunft Jesu Christi vertagt. Aber in der Populärtheologie der ungeduldigen Christen von heute fahren die Seelen unmittelbar nach dem Tod in den Himmel, während unsere Leiber noch in der Erde auf ihre Auferstehung warten. Daraus folgt, dass das moderne Paradies sowohl überfüllter als auch obskurer geworden ist, ohne jene Fülle an konkreten Details der täglichen Andacht, die im mittelalterlichen Europa noch die bildlichen und schriftlichen Darstellungen vom Leben nach dem Tod auszeichneten.

WETTEINSATZ AUF DAS JENSEITS

Ganz anders verhält es sich mit dem islamischen Paradies Jannah (oder «Garten»), das im Koran und anderen heiligen Schriften explizit und erschöpfend geschildert wird. Der Erfolg des Christentums – das anfangs irgendwo zwischen der Diesseitigkeit der Israeliten und der Jenseitigkeit der Griechen hängen geblieben war – ist auch dem Entscheid von Paulus zu

Franziska von Grünigen (43) moderiert seit Jahren Radiosendungen. Seit etwas mehr als zwei Jahren widmet sich die Winterthurerin dem Tod auf ihre ganz eigene Weise: Sie erstellt Audiobiografien von Menschen, die mit einer unheilbaren Krankheit leben oder unmittelbar mit dem Tod konfrontiert sind. Deren Stimmen und Geschichten konserviert sie für die Nachwelt.
mein-nachklang.ch, hoerschatz.ch

Ein junger Vater sagte mir einst, die zwei Jahre nach seiner tödlichen Diagnose seien die besten seines Lebens gewesen. Seither lebe er endlich richtig – im Wissen, dass seine Zeit bald zu Ende ist. Tier zeigt sich die Kraft, die der nahende Tod haben kann.

verdanken, die Idee von Sünde und Erlösung, von Tod und Auferstehung so stark zu betonen. Die Muslime, die ja Zeugen dieses Erfolgs waren, verdoppelten den Wetteinsatz auf das Jenseits, indem sie sich stärker als jede andere Religion dem Leben in einer künftigen Welt verpflichteten. Was erwartet den Gläubigen nach der Auferstehung des Leibes am Ende der Tage? Gärten der Glückseligkeit voller Liebender und Engel; Bäche und Quellen und noch mehr Bäche; Tafeln voll süsser Früchte; Ströme von Milch und Honig und Wein; feine Gewänder und Armringe aus Gold und Edelsteinen; Häuser mit Altanen und luxuriöse Sofas und Teppiche, auf denen man lagert.

Die Vorstellungen der Buddhisten vom «Reinen Land» allerdings überbieten in ihrem Pointillismus sogar die Paradiesvorstellung der Muslime. Ihre Geschichte ist so lang und gewunden wie die Pilgerreise über die Fünf Heiligen Berge Chinas, deshalb will ich mich mit der Feststellung begnügen, dass der Buddhismus und seine Anhänger – mit zunehmender Entfernung von Buddha in Meilen und Millennien – nicht nur über Dinge zu spekulieren begannen, die zu erörtern ihr Gründer strikt abgelehnt hätte. Nein, sie verstiegen sich dabei zu den abenteuerlichsten Darstellungen eines Lebens nach dem Tod, die die Menschheitsgeschichte je hervorgebracht hat.

Eines der Rätsel der buddhistischen Philosophie besteht in der Frage, wie Menschen das Ziel des Nirwana, das «Aushauchen» jeden Leids, erreichen können. In Ostasien sind inzwischen viele sogenannte Mahayana-Buddhisten dieses Rätsels und der zahlreichen Wege müde geworden, mit denen ihre Vorfahren es zu knacken versuchten. Stattdessen haben sie begonnen, ihre Hingabe in jene Buddhas zu investieren, die über das schönste Jenseits herrschen. In einem solch Reinen Land wiedergeboren zu werden, bedeutet, an einen Ort zu gelangen, wo alles und jedes zusammenwirkt, um einen ins Nirwana zu geleiten – wo jede Verkehrsampel dir insgeheim Erleuchtung bringt, wo jeder Biss in eine Banane dir genau die richtigen Gedanken eingibt und jeder x-beliebige Passant sich als Wesen voller Mitgefühl erweist, dessen Worte dir den rechten Weg weisen. Für Buddhisten der Reinen Länder oder Amidisten ist es leicht, diesen Weg zu finden: Um hineinzugelangen, müssen sie lediglich den Namen des geeigneten Buddhas anrufen, der das Reine Land aus seinem Schatz an gutem Karma und Einbildungskraft hervorgezaubert hat. Mit der Zeit dienten diese Reinen Länder nicht mehr als

Stationen auf dem Weg zu etwas Grösserem, sondern wurden zu selbständigen Destinationen. Die Wiedergeburt in einem Reinen Land wurde im Leben eines Buddhisten dem vergleichbar, was für Christen der Himmel und für Muslime das Paradies ist – sie waren nicht mehr Schritte auf dem Weg zum religiösen Ziel, sondern nahmen selbst den Platz dieses Ziels ein.

In einer Galaxie, die sehr weit vom Himmelreich oder den Reinen Ländern und sogar von Oz entfernt liegt, überraschen mich meine Studenten immer wieder mit ihren eigenen Theorien über das Leben nach dem Tod. Eine der faszinierendsten zeigt, wie weit sich das postmoderne Leben entfernt hat vom Gemeinsinn der mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Welt. Und wie fern die Furcht vor dem Jenseits oder der strafenden Hand Gottes für die iPhone-Generation inzwischen ist. Laut dieser Vorstellung (die Dutzende meiner Schüler teilen) erhält nämlich jeder von uns das Jenseits, das er oder sie sich am sehnlichsten wünscht. Es gibt kein einheitliches Leben nach dem Tod mehr. Nach unserem Ableben kommt es zu keinem grossen Erwachen, bei dem Allah oder Christopher Hitchens (der prominente Atheist) auf die Bühne schlendert, um uns mitzuteilen, ob wir aufs richtige Pferd gesetzt hätten, welche Religion oder Philosophie die wahre sei, wer ins einzig wirkliche Jenseits eingehen werde und wer nicht. Stattdessen gibt es unzählige Formen eines Lebens nach dem Tod – so viele, wie es menschliche Wesen gibt.

PARADIESE SIND SPIELPLÄTZE

Jenseitige Paradiese sind Spielplätze, in denen man herumtollen kann; doch mich zieht es zu keinem hin. Die Verheissungen eines Lebens jenseits von Sünde und Qual degradieren die hiesige Welt nicht nur zur Bühne – um mit Shakespeare zu reden –, sondern zur Generalprobe der wahren Aufführung, die erst noch kommen soll. In den Monotheismen der Wüste, die mit dem Aufbruch Abrahams ins verheissene Land beginnen, erscheint das irdische Leben als blosser Einöde, die auf dem Weg ins Paradies zu durchqueren ist. Als Religionshistoriker kann ich den Reiz einer solchen Vision begreifen. Als Zeuge menschlichen Leids (und Mitleidender) sehe ich ihn klar. Dennoch kann ich meine Welt aus Töchtern und Fjorden und Falken und Poesie nicht einfach nur als Vorhof einer kommenden begreifen.

Wenn man über das Paradies nachdenkt, lauten die entscheidenden Fragen meines Erachtens: Ist unsere Heimat das Hier und Jetzt? Sind wir in unseren Körpern und unserer Umwelt zu Hause? Oder dient unser menschliches Leben lediglich als Vorbereitung auf

etwas anderes? Hat der Koran recht, wenn er im irdischen Leben «nur ein Spiel und einen Scherz» sieht? Hat der amerikanische Superpastor Rick Warren recht, wenn er behauptet, das Leben sei «das Aufwärmtraining vor dem eigentlichen Spiel»? Es gibt vieles, was ich an der christlichen Tradition, in der ich aufgewachsen bin, schätze – zum Beispiel die Idee, Gott habe die Bequemlichkeit seiner himmlischen Gefilde verlassen, um Menschengestalt anzunehmen, ja er sei sogar in den wehrlosen Körper eines Säuglings geschlüpft –, aber die Antworten, die die Christen auf die obigen Fragen gegeben haben, gehören nicht dazu. Zu viele christliche Theologen erzählen, dass wir nicht von dieser Welt, sondern nur Durchreisende oder Passanten seien. Oder wie es der nordafrikanische Kirchenvater Augustinus auf der ersten Seite seiner *Bekenntnisse* ausdrückt: «Denn zu dir hin hast du uns geschaffen, und unruhig ist unser Herz, bis es ruhet in dir.»

Natürlich kann man zu einem anderen Schluss kommen, aber was ich auf dieser Welt an Hölle erlebt habe, ging stets auf den Wunsch zurück, ich wäre anderswo – wenn ich wünschte, die Menschen, die ich liebte, wären anders, als sie sind, oder die Welt wäre anders, als sie ist. Und wann immer ich Paradiesisches erlebte, dann, weil es gelang, mir diese Menschen (so fehlerhaft sie auch schienen) und diese Welt (so beschädigt sie auch ist) zu meinem Zuhause zu machen. ○



Stephen Prothero (*1960) lehrt als Professor für Religionswissenschaften an der Boston University. Diesen Artikel hat er für das Magazin NZZ Folio zum Thema *Im Paradies* geschrieben.
Übersetzung: Robin Cackett, Berlin

TINU HEINIGER

–1996–

Mängisch hani hie vo auem gnue, la der Lade ache u tue zue
Ha eifach der Läckmer hie und da, aues aues schysst mi a.

Mängisch bschliessen i mi y, wett am liebschte gar niene meh sy
U nâr däichi mängisch dra, wenn i nume chönnti ga.

Aber nächär fahrt's mir aube y, plötzlich wäri aus verby
«Haut, he wart – bi no nid zwäg! Du dert! Tue die Sichle wäg!»

**Jede chunnt u jede geit
Kene isch für z'ga bereit
Irgendwann chunnt jede dra
D'Zyt isch gäng ou d'Zyt zum ga.**

Aus, was ufrächt, schön u stouz, hie us Yse, Stei u Houz
Schynbar ewig, ewig steit, aus wird rostig, fuul, vergeit!

Jedes Schloss hie, bout us Luft, jede Priester, jede Schuft
Jede Chünig, jede Cloon, jede uf sym höche Thron

Jedes Ching u jede Greis. Dä wo nüt, ou dä, wo aues weiss
Aus u jede blüeit, steit u vergeit, ds'Läbe isch Vergänglichkeit.

**Jede chunnt u jede geit
Kene isch für z'ga bereit
Irgendwann chunnt jede dra
D'Zyt isch gäng ou d'Zyt zum ga.**

Eines Tags geits mit dir z'Änd, lue, still liege diner Händ
Uf der Dechi, los, ganz lys vo wyt, lütte d'Glogge – es isch Zyt

Plötzlech blybt der Ate sta. Du lasch los, ja, lasch la ga
Nomau Panik, Angscht – verby Du geisch use, irgennöime hi.

Eifach use, irgendwohäre, gäu, irgendwann würds irgendwo nâr häu
D'Schmärze, d'Angscht, die Wuet, aus liessisch da,
o di Wunsch, mau dâwä chönne z'ga.

**Jede chunnt u jede geit
Kene isch für z'ga bereit
Irgendwann chunnt jede dra
D'Zyt isch gäng ou d'Zyt zum ga.**

Jede
chunnt
u jede
geit

Verena Brunnbauer und Nicole Honeck, Bild aus der Reihe Streetart & Vergänglichkeit, 2015–2019. Fotografie.
Werk in der Ausstellung «Der Tod, radikal normal»



Warum
viele
sind.
Gavin

DAS LEBEN VOLL AUSKOSTEN

Symbole des Todes für Jugendkulturen so anziehend Eine Betrachtung von Baddeley.

Gegenkulturen verwenden Symbole. Vom Anch-Kreuz der Ägypter bis zum Anarchiezeichen zieren sie T-Shirts, Album-Cover, Häuserwände oder die jugendliche Haut. Keines dieser Zeichen ist jedoch so allgegenwärtig und wird so häufig missinterpretiert wie der Totenkopf. Das universelle Symbol des Todes ist nur eines von vielen Beispielen düsterer Motive in der Ikonografie moderner Subkulturen. Was aber hat es mit der Todesnähe jugendlicher Gegenbewegungen auf sich? Deutet sich hier eine Neigung zum Selbstmord oder gar zum Töten an? Ringen Heranwachsende um Aufmerksamkeit? Oder muss man auf der Suche nach den Ursprüngen der düsteren Seite jugendlicher Rebellion doch etwas weiter ausholen?

Gegenkulturen entstanden kurz nach dem Zweiten Weltkrieg, als der wirtschaftliche Aufschwung den Teenager entdeckte, reif für die Ausbeutung durch clevere Geschäftsleute und bereit, als Sündenbock für konservative Gesellschaftsschichten herzuhalten. Hollywood reagierte schnell und rückte die Figur des Halbstarcken in den Fokus. Einer der ersten Filme dieser Art war der Thriller *Knock on Any Door (Vor verschlossenen Türen)* von 1949, in dem der jugendliche Antiheld den legendären Satz «Live fast, die young, and leave good-looking corpse» («Lebe schnell, stirb jung und hinterlasse eine gutaussehende Leiche») prägte.

DER TOD VON JAMES DEAN

Nur wenig später drehte derselbe Regisseur, Nicholas Ray, den Klassiker des Subgenres der Halbstarckenfilme. Obwohl der Hauptdarsteller den zitierten Satz in seiner kurzen Karriere niemals aussprach, so sollte er dennoch immer unzertrennlich mit ihm verbunden bleiben. Der Film hiess *Rebel Without a Cause (...denn sie wissen nicht, was sie tun)*, der Hauptdarsteller war James Dean. In der Rolle des Jim Stark wurde er als Archetypus des coolen jungen Aussenseiters unsterblich. Im Lauf des gesamten Films spielt Jim mit seinem Leben, am Ende entkommt er nur knapp den Schüssen der Polizei.

Zwar starb James Dean hinter dem Steuer seines Sportwagens, er war jedoch auch ein leidenschaftlicher Motorradfahrer. Neben langen Haaren und E-Gitarre wurde das Motorrad schnell zu einem Markenzeichen jugendlicher Rebellion. Waghalsige Fahrer malten sich Totenkopfflaggen auf ihre schwarzen Lederjacken. Es war ein Zeichen des Hochmuts, ein Ausdruck der Furchtlosigkeit im Angesicht des Todes, möglicherweise aber auch ein Aberglaube, der Tod würde gnädig über einen hinweggehen, wenn man seine Farben trüge. Aus ähnlichen Gründen sieht man Totenköpfe auch beim Militär, oftmals mit dem Schriftzug «Death or Glory» («Tod oder Ehre»). Die Hippie-Bewegung mit ihren Idealen von Frieden und Liebe hat auf den ersten Blick mit dem Tod wenig gemein. Dennoch stammen Bands wie Grateful Dead und finstere Songs wie *The End* aus dieser Zeit. Dieses Lied der Band The Doors

entstand 1967 und ist eine düstere, surreale Meditation auf den Verlust, die zeigt, dass nicht alles süß und leicht war, was aus der Zeit der Blumenkinder stammte.

VON HEAVY METAL BIS GOTHIC ROCK

1969 war der Optimismus der Hippies weitestgehend erloschen. Die Band Black Sabbath aus dem grauen, industriell geprägten Mittelengland, die später als erste Heavy-Metal-Band bekannt werden sollte, stimmte den passenden Soundtrack zur Beerdigung jener Ära an. Songs wie *Electric Funeral* waren Klagelieder auf eine Welt, die dazu verdammt war, durch nukleare Massenvernichtung zugrunde zu gehen. Eine beliebte Figur im Heavy Metal und in benachbarten Musikrichtungen ist der Sensenmann. Diese Personifikation des Todes entstammt der mittelalterlichen Folklore und war insbesondere unter dem gewöhnlichen Volk als Nivellierer beliebt. Bauer oder Prinz, Bettler oder Papst: Der Tod kennt keine Unterschiede. Die Vorstellung, dass sich Besitz und Status vor dem Sensenmann in Luft auflösen, ist auch gegenwärtig eine makabre Genugtuung für diejenigen, die sich von der Gesellschaft ausgeschlossen fühlen.

Es gibt eine weitere Tradition, die in modernen Subkulturen auch heute noch eine Rolle spielt: das Memento mori. Wenn unsere Vorfahren einen Schädel, eine Sense oder ähnliche Symbole in einem Kunst- oder Bauwerk erkannten, so deuteten sie diese nicht als Anlass, aus Respekt vor dem Tod zu erstarren, sondern als Ermahnung, das Leben voll auszukosten, denn niemand ist unsterblich. Keine Subkultur ist so eng mit dem Tod verknüpft wie der theatralische Ableger des Punk, der in den USA als Deathrock und in Europa als Gothic Rock bekannt ist. Im Wesentlichen werden hier zwei Haltungen vertreten. Die erste zeigt sich schon in der 1979 erschienenen EP *Bela Lugosi's Dead* von Bauhaus, die gemeinhin als erste Gothic-Platte angesehen wird. Bela Lugosi war für die Rolle des Dracula im gleichnamigen Spielfilm von 1931 berühmt geworden. Der gruselige Song sollte Fans alter Horrorfilme ansprechen. Auch die US-Band 45 Grave vertritt den kitschig-makabren Frohsinn. Der Künstlernamen ihrer Frontfrau Dinah Cancer steht für schadenfrohen, gewöhnungsbedürftigen Galgenhumor. Im Gegensatz dazu findet man in der dunklen, experimentellen Rockmusik von Joy Division oder Christian Death nur Verzweiflung und Hoffnungslosigkeit. Die Glaubwürdigkeit von deren Songs erhärtete sich noch, als die Sänger beider Bands sich erhängten. Ian Curtis von Joy Division starb 1980, Rozz Williams von Christian Death 18 Jahre später.

VERMEINTLICHE ANSTIFTUNG ZUM SUIZID

Solche Tragödien bestärken Kritiker darin, in Gothic gefährliche Tendenzen zu sehen und es gar als Selbstmordkult zu brandmarken. Doch Suizide sind in der Szene glücklicherweise seltene Ausnahmen und beide Sänger hatten ernsthafte gesundheitliche Probleme: Curtis litt unter Depressionen und Williams war heroinabhängig.

Wenn man seelenschwere Musik verbieten wollte, müsste man auch *Eleanor Rigby* von den Beatles oder Tschairowskis

FALCO

- 1998 -

Out
Of
The
Dark

Ich krieg' von dir niemals genug
 Du bist in jedem Atemzug
 Alles dreht sich nur um dich
 Warum ausgerechnet ich?
 Zähl' die Stunden, die Sekunden
 Doch die Zeit scheint still zu stehen
 Hab' mich geschunden, gewunden
 Lass' mich gehen
 Was willst du noch?
 Willst du meine Tage zählen?
 Warum musst du mich
 Mit meiner Sehnsucht quälen?
 Deine Hölle brennt in mir
 Du bist mein Überlebenselixier
 Ich bin zerrissen
 Wann kommst du meine Wunden küssen?

Out of the dark**Hörst du die Stimme, die dir sagt****«Into the light****I give up and close my eyes?»****Out of the dark****Hörst du die Stimme, die dir sagt****«Into the light****I give up and you waste your tears?»****To the night**

Ich bin bereit, denn es ist Zeit
 Für unseren Pakt über die Ewigkeit
 Du bist schon da, ganz nah
 Ich kann dich spüren
 Lass mich verführen, lass mich entführen
 Heute Nacht zum letzten Mal
 Ergeben deiner Macht
 Reich mir die Hand
 Mein Leben, nenn' mir den Preis
 Ich schenk' dir Gestern, Heut' und Morgen
 Dann schliesst sich der Kreis, kein Weg zurück
 Das weisse Licht kommt näher, Stück für Stück
 Will mich ergeben
 Muss ich denn sterben
 Um zu leben?

Out of the dark**Hörst du die Stimme, die dir sagt****«Into the light****I give up and close my eyes?»****Out of the dark****Hörst du die Stimme, die dir sagt****«Into the light****I give up and you waste your tears?»****To the night****Out of the dark****Hörst du die Stimme, die dir sagt****«Into the light****I give up and close my eyes?»****Out of the dark****Hörst du die Stimme, die dir sagt****«Into the light****I give up and you waste your tears?»****To the night**Into
The
Light

Symphonie Nr. 6 von unseren Playlists streichen. Eher schon führt das schwermütige Klingen einer verwandten Seele zu einer Katharsis. 2009 wurde in Schottland eine Studie zu Selbstverletzungen und versuchten Selbstmorden bei Jugendlichen durchgeführt. Obwohl diese unter jugendlichen Gothics häufiger verbreitet waren, stellte der Forscher Robert Young fest: «Die meisten Selbstverletzungen fanden in der Zeit statt, als die Jugendlichen noch keine Gothics waren. Die Gothic-Kultur ist also weniger ein Risiko als vielmehr ein Zufluchtsort für Jugendliche, die ohnehin zu Selbstverletzungen neigen. Es ist durchaus denkbar, dass Jugendliche innerhalb der Subkultur wertvolle soziale und emotionale Unterstützung von ihresgleichen erhalten.» Death Metal ist für Aussenstehende wegen der ausufernden Grausamkeiten, die sich schon in Songtiteln wie *Hammer Smashed Face (Vom Hammer zerschlagenes Gesicht)* oder *Regurgitated Guts (Erbrochene Eingeweide)* widerspiegeln, wahrscheinlich immer noch die am schwierigsten nachvollziehbare Subkultur.

Die Anziehungskraft dieser Gegenbewegung ist die gleiche wie die, die Horrorfilme auf geneigte Zuschauer ausüben. Sich in menschlichen Abgründen zu suhlen, ist für manche ein Genuss. Gleichzeitig will man beweisen, was man alles aushalten kann. Tatsächlich spielt auch hier der Humor eine grössere Rolle als allgemein angenommen. Death Metal begibt sich so weit über die Grenzen des guten Geschmacks hinaus, dass es absurd wird. Während unsere Vorfahren von Kindheit an mit dem Tod und auch mit dem Töten zur Nahrungsgewinnung vertraut waren, haben wir uns heute weitestgehend von den Realitäten des Todes entfremdet. Er ist ein dunkles Geheimnis geworden, ein Feld für Aussenseiter und Gegenkulturen, die dazu neigen, dunklen Geheimnissen nachzuspüren. Letztendlich dient das einer gesunden Gesellschaft, denn sie wird daran erinnert, dass man Unangenehmes nicht einfach unter den Teppich kehren kann. ○



Gavin Baddeley (*1966) ist ein britischer Journalist und Autor. Seine Bücher behandeln zumeist Themen aus dem Bereich Satanismus und Rockmusik.
 Übersetzung des Textes: Jakub Rapsch



Arnold Odermatt, *Stansstad 1969*. Fotografie. © Urs Odermatt, Windisch / 2022, ProLitteris, Zurich.

Buchtipps

Die Geschichte eines Überlebenden

Buchtipps von Alexandra Könz, operative Leiterin des Vögele Kultur Zentrum.

Ich möchte aus der Fülle an Kunstwerken, die mir zum Thema Sterben und Tod in den Sinn kommen, ein Werk des 20. Jahrhunderts herausgreifen: *Maus*, die 1986 publizierte Graphic Novel von Art Spiegelman. Der amerikanische Cartoonist und Comicautor erzählt darin die autobiographische Überlebensgeschichte seines Vaters, des polnischen Juden Wladek Spiegelmann – und damit verbunden die Verbrechen des Holocausts. Mit *Maus* ermöglicht Art Spiegelman Einblicke in die tragische Lebens- und Sterbensgeschichte seiner Familie und Millionen von Juden. Bezeichnend ist, dass Art Spiegelman auch seinen eigenen künstlerischen Schaffensprozess, die langen, energieraubenden Interviews mit seinem Vater und sein spannungsvolles Verhältnis zu seinen Eltern, mit in die Geschichte einwebt. Als Sohn von Holocaust-Überlebenden trägt er die Last des Todes und Verlustes mit, die sein Leben als Künstler in New York prägt. Die Leser blicken nicht nur in die Hölle von Auschwitz, sondern

ebenso in Spiegelmans eigene – von Scham, Zweifeln und Alpträumen durchzogenen – Abgründe. *Maus* ist Oral History, Überlebens- und Zeitzeugenbericht, Autobiographie, Liebesgeschichte und Mahnmal gegen einen der schrecklichsten Völkermorde des 20. Jahrhunderts in einem. Und dies in Form des Comics; was in seiner Zeit einmalig und eine Sensation war. Doch war es gerade der – damals schon – kultige Comicstrip, der es einem breiten Publikum ermöglichte, sich niederschwellig mit einem grausamen, sich jeglicher Vorstellung widerstrebendem Thema auseinanderzusetzen. 1992 wurde *Maus* als erste (und bis heute einzige) Graphic Novel mit einem Pulitzer-Preis ausgezeichnet. Der Comicstrip wurde zu einem anerkannten Kunstgenre. *Maus* hat in Folge unzählige Leser und Künstler inspiriert und ermutigt, ihre persönlichen existenziellen Erfahrungen mit diktatorischen Regimes, Krieg, Not, Verfolgung, Mord, Selbstmord, Verlust und intergenerationellen Traumata ebenfalls in Form Graphischer Novellen auszudrücken und nachvollziehbar zu machen. ○

MAUS Art Spiegelman, Fischer Taschenbuch Verlag.

TRAUER IST DAS GLÜCK, GELIEBT ZU HABEN

Chimamanda Ngozi Adichie, S. Fischer Verlag. Die Bestseller-Autorin beschreibt in diesem ergreifenden Buch den Tod und den Verlust ihres Vaters – und welche Lücken die Corona-Pandemie in das Leben vieler Menschen gerissen hat.

DAS ALLERLETZTE – WAS SIE SCHON IMMER ÜBER DEN TOD WISSEN WOLLTEN

Marc Ritter und Bradley Jay, Riemann Verlag. Dieses Buch ist eine Huldigung an den Tod. Brillant recherchiert und opulent bebildert, widmet es sich dem Thema Sterben in all seinen Facetten.

DIE GRASBEISSERBANDE – DAS STERBEN WIEDER INS LEBEN HOLEN

Susen und Karsten Stanberger, SCEN Zeitwertverlag.ruhr. Eine Sammlung aussergewöhnlicher und inspirierender Fragen. Fragen, die uns ins angstbesetzte Themenfeld der Endlichkeit führen.

WAS BLEIBT, WENN WIR STERBEN – ERFahrungen einer Trauerrednerin

Louise Brown, Diogenes Verlag. Nach dem Tod ihrer Eltern versucht die Journalistin, der Endlichkeit des Lebens etwas Sinnstiftendes abzugewinnen. Sie wird Trauerrednerin und Zeugin dessen, was von uns bleibt.

TOT OHNE GOTT – EINE NEUE KULTUR DES ABSCHIEDS

Franz Josef Wetz, Alibri Verlag. Wie geht der moderne Mensch, für den Gott längst tot ist, mit der Unausweichlichkeit des Todes um? Der Autor macht sich auf die Suche nach anderen Trostspendern.

DANCE ME TO THE END OF LOVE – EIN TOTENTANZ

Verlag Scheidegger & Spiess. Neben Abbildungen der Kunstgeschichte vermitteln ausgewählte literarische Textauschnitte die ekstatische Beziehung von Tanz und Tod.

DIE TOTEN VON SPOON RIVER

Edgar Lee Masters, Verlag Jung und Jung. Die 244 Toten, die auf dem Friedhof von Spoon River liegen, sprechen in Gedichten aus ihrem Leben, erzählen von entscheidenden Momenten und Erfahrungen.

WER STERBEN WILL, MUSS STERBEN DÜRFEN

Michael de Ridder, DVA. Darf ein Arzt beim Sterben helfen? Der Autor, Internist, Mitgründer eines Hospizes und Vorsitzender einer Stiftung für Palliativmedizin, führt ein engagiertes Plädoyer für ärztliche Sterbehilfe.

PLANE NICHT! – LEBE!

Nina Martin, Rowohlt Verlag. Die Autorin hat selber erlebt, wie es ist, wenn der eigene Lebensentwurf plötzlich in Scherben zerbricht.

STERBEN LERNEN – DAS BUCH FÜR DEN ABSCHIED

Felix Hütten, Carl Hanser Verlag. Menschlich, lebhaft und unverkrampft – der junge Medizinjournalist gibt Antworten auf unzählige Fragen zum Sterben, über die wir alle viel zu selten sprechen.

TRAUERN

Verena Kast, Kreuz Verlag. Die Autorin hilft Trauernden, sich im Chaos der Gefühle zurechtzufinden, und zeigt ihnen eine Perspektive, wie sie den Verlust des geliebten Menschen schliesslich überwinden können.

Jennifer März (37) ist Fotografin und leistet ehrenamtlich Einsätze für den Verein Herzensbilder. Sie besucht Familien in denkbar schwierigen Situationen, nämlich wenn Babys sterben müssen oder Familienmitglieder todkrank sind. Mit ihren Bildern hält sie fest, was unhaltbar ist: der endgültige Abschied eines geliebten Menschen. Sie sorgt für Erinnerungen und dokumentiert damit, dass ein Mensch da war. Schliesslich, so sagt sie, sind auch Momente, in denen es uns schlecht geht, wert, festgehalten zu werden. herzensbilder.ch

Es gibt Einsätze, wo man nicht nur Trauer sieht. Wo man in einen Raum kommt, in dem auch das Glück zugegen ist. Manchmal kann vielleicht die Freude, jemanden erlebt und gekannt zu haben, tatsächlich grösser sein als die Traurigkeit, dass dieser Mensch nicht mehr da ist.



DER TOD IN ZAH- LEN

† 67 000

Menschen etwa sterben jährlich in der Schweiz.

■ 1889

erbaut, ist das Krematorium Sihlfeld A das älteste der Schweiz.

🕒 2:00–5:00

Uhr ist der Zeitraum, in dem die meisten Menschen sterben.

✿ 3

Stunden ungefähr dauert eine Kremation.

† 80

Prozent der in der Schweiz lebenden Menschen lassen sich kremieren. Tendenz steigend.

☁ 6

Kilogramm CO₂ verursacht der Verbrennungsvorgang durchschnittlich für einen verstorbenen Menschen in einem Krematorium.

📍 63

Grabhügel zählt der grösste bekannte Friedhof der Hallstattzeit (ältere Eisenzeit zwischen 800 und 450 v. Chr.) im aargauischen Unterlunkhofen.

↻ 15–20

Kubikmeter Material hinterlässt durchschnittlich ein Mensch in der Schweiz.

✚ 2001

wurde der erste Tierfriedhof der Schweiz in Läuelfingen BL gegründet.

💰 37–8100

Franken kostet eine Bestattung in der Schweiz.

🕒 30 bis 60

Minuten dauert in der Regel eine Trauerfeier und die Beisetzung zwischen 20 und 30 Minuten.

✏ 80 bis 120 x
50 bis 80

Zentimeter misst durchschnittlich ein Reihen-Urnengrab hierzulande.

✖ 6

Millionen Todesopfer etwa forderte das Corona-Virus bislang weltweit.

🌀 24

Stunden mindestens soll ein Buddhist möglichst unangetastet und störungsfrei im Sterbezimmer belassen werden.

💰 147 000

Franken beträgt das Durchschnittserbe hierzulande.

👁 95

Milliarden Franken wurden 2020 in der Schweiz vererbt, fünf Mal mehr als noch vor 30 Jahren.

↻ 500

Tode kann ein Mensch sterben gemäss Buddhismus beziehungsweise bis zu 500 Mal wiedergeboren werden.

z² 10 bis 25

Jahre beträgt die Ruhezeit auf Schweizer Friedhöfen.

 **60**

Franken kostet in der Stadt Zürich ein «Bestattungshemd Garnitur A», Baumwolle und Spitzen.

 **7**

Tage lang verlassen trauernde Juden nach dem Tod eines geliebten Menschen das Haus nicht.

 **4461**

Franken brutto beträgt der monatliche Durchschnittslohn eines frisch geborenen Bestatters.

 **2,5**

Milliarden Menschen weinten vor ihren Fernsehern, als Princess Diana am 6. September 1997 in der Westminster Abbey beigesetzt wurde.

 **9,5**

Millionen Menschen etwa sterben jährlich an koronarer Herzkrankheit, der laut WHO häufigsten Todesursache der Welt.

 **100**

Paragrafen hat die Stadt Solothurn zum Bestattungs- und Friedhofswesen ausgearbeitet, den Anhang mit den Gebührensätzen nicht eingerechnet.

 **4**

als Zahl wird im Japanischen gleich ausgesprochen wie Tod. Das gilt für fast alle Sprachen ostasiatischer Länder. Die Menschen meiden die Ziffer wie der Teufel das Weihwasser. In manchen italienischen Regionen symbolisiert die Ziffer wiederum einen Sarg.

 **6**

Millionen Touristen mindestens besuchen jährlich das Grabmal Taj Mahal im indischen Bundesstaat Uttar Pradesh, errichtet von Grossmogul Sha Jahan für seine verstorbene Frau.

 **23 000**

Franken kostete der Sarg für Michael Jackson: ein goldener Prometheus, ausgekleidet mit blauem Samt.

 **100 000**

Jahre alt soll das älteste erhaltene Grab der Welt sein. Es befindet sich in Qafzeh, Israel.

 **20 bis 25**

Beerdigungen finden täglich auf dem Zentralfriedhof in Wien statt.

 **138**

Meter ist die Cheops-Pyramide hoch und somit das höchste Grabmal der Welt. Erbaut wurde es für Pharao Cheops, den ägyptischen König (etwa 2620 bis 2580 v. Chr.).

 **50 bis 60**

Millionen Menschen sterben laut WHO jährlich weltweit.

 **250**

Berühmtheiten fanden bislang ihre letzte Ruhestätte auf dem Friedhof Père Lachaise in Paris.

 **600**

Bestattungsinstitute etwa gibt es in der Schweiz.

 **209**

Delegationen aus 127 Staaten nahmen an der Beisetzung des jugoslawischen Staatschefs Tito in Belgrad teil, die bislang grösste Trauerversammlung weltweit.

 **9,1**

Millionen Franken brachten 304 Erbstücke aus dem Nachlass von Frank Sinatra bei Sotheby's ein.

 **175**

Millionen Besucher etwa verzeichnet Soulium.de (ehemals strassederbesten.de), der grösste Online-Friedhof Deutschlands.

 **918**

Hektaren, ca. 1320 Fussballfelder, misst der grösste Friedhof der Welt mit rund fünf Millionen Gräbern: Wadi as-Salam im irakischen Najaf.

X 45,1

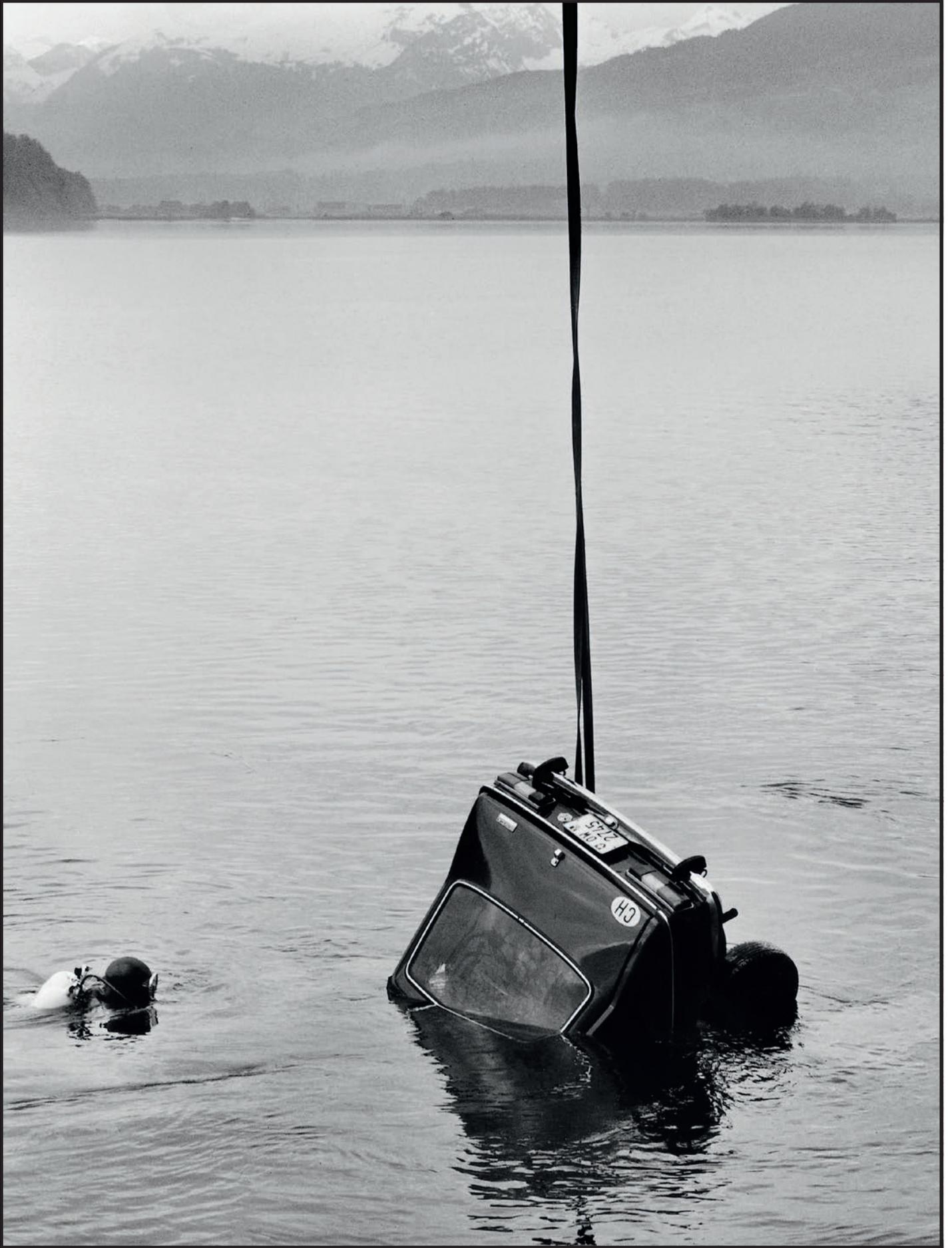
Prozent der in der Schweiz lebenden Menschen glauben laut einer 2021 publizierten Umfrage von Statista Research Department an ein Leben nach dem Tod.

 **180**

Zeilen lang ist die ausführlichste Grabinschrift der Welt, bekannt als Laudatio Turiae (Lob der Turia), verfasst im alten Rom um Christi Geburt.

 **49**

Tage dauert laut Buddhismus der Tod respektive der Zwischenzustand, Bardo genannt, bevor man wiedergeboren wird.



Arnold Odermatt, *Stansstad 1969*. Fotografie. © Urs Odermatt, Windisch / 2022, ProLitteris, Zurich.

Wie aus dem Sterben ein Projekt wurde

Ist der Tod ein Tabu? Das war er früher. Heute ist er ein öffentlicher Dauergast und eine Pendeuz in der Planung des privaten Lebens.

Daniel Di Falco

Sterben müssen alle. Ob es auch alle können, scheint neuerdings fraglich. *Sterben und sterben lernen*, *Die Fähigkeit zu sterben* – so und ähnlich heißen die Bücher, die problemlos einen halben Laden füllen. Es gibt *Sterben für Anfänger*, das *Übungsbuch zur Akzeptanz des Unvermeidlichen*, den *Reisebegleiter für den letzten Weg*.

Es geht in solchen Ratgebern um die Patientenverfügung oder die Wohnungsauflösung, um die man sich, so der Rat, besser früher als später kümmert – am besten mit «Checklisten für das Abschiednehmen». Aber es geht auch um das Sterben selber. Also darum, «was wir für ein gutes Sterben tun können» oder «wie wir die Angst vor dem Sterben überwinden». Weil Ängste «Blockaden» sind, «die ein Loslassen verhindern». Und weil auch sonst alles im Leben organisiert, durchdacht und doppelt versichert sein will. «Doch sind wir auch so minuziös auf unsere Vergänglichkeit vorbereitet?»

Es ist offensichtlich: Der Tod steht auf der Agenda. Nicht nur das Leben, auch das Sterben ist ein Gegenstand der Lebensgestaltung geworden.

Dahinter stehe eine «fundamentale Transformation» im gesellschaftlichen Umgang mit dem Tod, diagnostiziert der Augsburger Soziologe Werner Schneider: Im Übergang vom 20. zum 21. Jahrhundert habe eine «zunehmende Diskursivierung des Lebensendes» angefangen, also eine wachsende öffentliche Auseinandersetzung mit dem Sterben.

TOD STEHT (WIEDER) AUF DER AGENDA

Zu erwarten war das nicht. Als eines der Kennzeichen der abendländischen Moderne galt bis vor kurzem die Verdrängung des Todes. Im Lauf des 20. Jahrhunderts sei er «ausgebürgert» worden, schreibt der französische Historiker Philippe Ariès in seiner *Geschichte des Todes*: Das Sterben wurde zunehmend aus den Wohnungen in die Spitäler verlegt und den Ärzten überlassen. Und es verlor dabei nicht nur seinen kirchlichen Rahmen, sondern auch seinen öffentlichen Wert. Es wurde zum unsichtbaren, ja heimlichen Ereignis.

Der Walliser Ethnologe und Soziologe Bernard Crettaz, der sich ein halbes Forscherleben lang mit

dem Tod beschäftigt hat, spricht heute im Rückblick von der «Marginalisierung» des Sterbens. Und er macht sie vor allem in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg fest, in der Ära der Konsumgesellschaft und der Wirtschaftswunderjahre. Vor allem der tote Körper sei damals von der Bildfläche verschwunden, schreibt Crettaz: «Er wurde beseitigt, jeweils so rasch wie möglich.»

Allerdings hatte Philippe Ariès schon im späten 20. Jahrhundert Anzeichen dafür bemerkt, dass sich an unserem Verhältnis zum Sterben womöglich etwas änderte; bei den Psychologen beispielsweise, das Trauern werde in der Öffentlichkeit unterdrückt. Mittlerweile ist es zur Gewissheit geworden: «Die Veränderungen sind dramatisch», schreibt der Berliner Soziologe Hubert Knoblauch. Er stellt eine «zunehmende Popularität des Todes» fest. Begonnen habe diese Entwicklung mit jenen sozialen Bewegungen, die seit dem Ende der 1960er Jahre das Sterben zunehmend zum öffentlichen Thema gemacht haben: von der «Death Consciousness» – und der «Natural Death» – über die Aids- bis zur Sterbehospiz-beziehungsweise Hospizbewegung. Mittlerweile zeige sich die «Präsenz des Todes» nicht nur in den gehäuften Debatten über die Sterbehilfe, die Palliativmedizin oder den Hirntod bei der Organtransplantation, sondern auch mitten im Alltag. Das Totengedenken weitet sich aus, die Bestattungsformen werden vielfältiger, die Ratgeberliteratur hat Konjunktur, ebenso die allabendliche Leichenschau in Fernsehserien wie *Six Feet Under*, *Bones* oder *Der Bestatter*.

Die Ära der Todesverdrängung scheint also vorbei. Und mit diesem Befund ist Knoblauch nicht allein. Von einer «neuen Sichtbarkeit des Todes» spricht etwa der Kulturphilosoph Thomas Macho, von dessen «Rückkehr» der Soziologe Klaus Feldmann: Das Sterben sei zwar aus dem Alltag der meisten Menschen «ausgegliedert», doch über die Medien komme es zu ihnen zurück.

Die Ära der Todesverdrängung scheint also vorbei.

Das Sterben der Engländerin Jade Goody beispielsweise, die zuerst ihr Leben zur Fernsehsendung machte, als Insassin des *Big Brother*-Containers, dann aber auch dessen Ende. Die 27-jährige Zahnarthelferin hatte Gebärmutterhalskrebs, und Millionen waren live dabei, als sie den Befund bekam. In den Medien zeigte sie dann auch, wie ihr die Haare ausfielen und wie sie immer schwächer wurde. Die *Sauerstoffmaske auf dem gemarterten Gesicht (Die Zeit)* und die Küsse ihres Ehemanns, ihre Angst vor dem Ende und ihre Tränen, die Sorge um die beiden Söhne und das Flehen um die «Todespille» – das waren Bilder im Fernsehen und auf den Titelseiten. Nur ihren letzten Atemzug, den sie eigentlich dem Bezahlsender *Living TV* verkauft hatte, tat Goody in den frühen Stunden des 22. September 2009 dann doch privat.

MEDIEN ALS SCHAUBÜHNE

Umgekehrt kann das Sterben selber heute Unbekannte zu öffentlichen Figuren machen. So wie Norma Bauerschmidt. Die Amerikanerin bekam mit neunzig Jahren die Diagnose Krebs. Sie trat aber keine Therapie an, sondern die *Reise ihres Lebens (Der Spiegel)*: quer durch die USA, im Wohnmobil mit Sohn und Schwiegertochter. Auf Facebook gab es das Tagebuch aus dem Alltag einer Sterbenden, und je länger Bauerschmidt unterwegs war, desto bekannter wurde sie via Presse und Fernsehen. 21 000 Kilometer und 450 000 Facebook-Fans waren es am Ende. Nach einem Jahr machte ihr Zustand die Weiterfahrt unmöglich; ein Sterbehospiz am Pazifik wurde im Herbst 2016 zu ihrer Endstation.

Jade Goody und Norma Bauerschmidt sind Medienphänomene für ein Medienpublikum. Das gilt auch für «Online-Begräbnisse», also Übertragungen von Trauerfeiern per Livestream, die Bestattungsunternehmen in den USA ihren Kunden bieten. Die neue Sichtbarkeit des Todes reicht aber viel weiter. So übernehmen Angehörige und Familien zunehmend Aufgaben von den Experten des «ärztlich-therapeutisch-sozialen Bereichs», so die Beobachtung von Bernard Crettaz: «Der Tod wird dem technokratischen Zugriff etwas entzogen, er rückt stärker in die Lebenspraxis der Menschen ein.» Ein Beispiel ist das Leichenmahl, das wieder an Bedeutung gewinnt: als Anlass, an dem Verwandte, Freunde und Bekannte zur Gemeinschaft würden, die Trost in der Trauer biete. Der Tod ist eben auch, laut Crettaz, ein «herausragender Moment sozialer Bindung».

ist eben auch ein herausragender Moment sozialer Bindung.

Das Gleiche stellen die Bestatter fest. In der Branche bemerkt man einen wachsenden Willen der Hinterbliebenen, manche Arbeiten selber zu übernehmen, etwa die Gestaltung von Sarg und Urne, die Rede beim Begräbnis oder auch die Formalitäten mit den Ämtern. Und das nicht etwa nur aus Kostengründen – da geschieht auch eine Rückkehr des Persönlichen. «Die Angehörigen möchten wieder etwas tun. Sie formulieren immer häufiger auch Forderungen im Zusammenhang mit dem Begräbnis», schreibt Crettaz. «Viele Bestattungsinstitute ermöglichen heute Rituale, auch im Umgang mit dem Körper des Verstorbenen: Angehörige können ihn waschen, kämmen, anziehen.» Dabei war es gerade der leibliche Tote, der in der traditionellen Moderne mit Berührungängsten besetzt wurde. Aber: «Das Bewusstsein, dass der Körper ein wichtiger Teil des Todesschauspiels ist, ist wieder gewachsen.»

Nach der Ausbürgerung des Todes kehrt er also in den Alltag zurück. Auf die Delegation an die Funktionäre folgt die Selbstbestimmung, wenn es ums Sterben geht. Die Individualisierung, ein epochaler Trend in den modernen Gesellschaften, hat damit das Lebensende erreicht. Die Folgen sind allerdings ambivalent, so wie bei jedem solchen Schritt im Programm in der Moderne: Selbstbestimmung heisst auch Selbstverpflichtung.

NEUE NORMEN

Werner Schneider hat die Debatten über Patientenverfügungen und Organspenden untersucht. In der Art, wie der Tod heute dort verhandelt wird, sieht er eine neue Norm, «nach der es das eigene Sterben vorsorglich zu planen, zu organisieren, zu bewältigen gilt». Der Tod ist zum Projekt geworden, zur Aufgabe für das Diesseits. Auch die aktuelle Ratgeberliteratur vertritt dieses Gebot. «Wann und wie werde ich sterben? Wie kann ich den Angehörigen die Trauer erleichtern? Wohin mit den «Schätzen» des Lebens? Darf gelacht werden?» Lauter Fragen, die geklärt sein wollen, gemäss dem Buch eines Psychotherapeuten und Hospizvereinsvorsitzenden. Wer also einen «gelassenen und angstfreien Umgang mit dem Lebensende» will, der braucht heute «ein klares Konzept und eine bewusste Haltung» angesichts des Todes.

Schneider erkennt in alledem einen neuartigen «Zwang zur sozialverträglichen Bekümmernis um die letzten Dinge», eine gesellschaftliche Vereinahmung und «Re-Moralisierung» des Sterbens.

Und er hinterfragt diese neue Norm: «Muss jeder wirklich entscheiden wollen, ob er sich als Hirntoter tot genug für eine Organspende sieht? Muss jeder seinen Angehörigen Entscheidungen abnehmen wollen? Muss jeder ihnen, den Ärzten, der Gesellschaft Unannehmlichkeiten ersparen wollen? Wer kann hier noch fragen, ob er wirklich jenes freie Subjekt sein möchte, ohne die Dinge, auch die letzten, mal so, mal so sehen zu dürfen?»

Die Frage spitzt sich zu, wenn es ernst geworden ist. Früher sei der Tod Inbegriff der Erfahrung eines fremdbestimmten Schicksals gewesen, schreibt der Zürcher Ethiker und Seelsorger Heinz Rüegger. Heute sei er – durch die verlängerte Lebenserwartung und die medizinischen Möglichkeiten – zu einer Frage von Entscheidungsprozessen geworden. Es gehöre zweifellos, so Rüegger, zur «Würde jedes Menschen», ausser seinem Leben auch sein Lebensende möglichst nach seinen Vorstellungen zu gestalten. Zugleich hat er ähnliche Bedenken wie der Soziologe Schneider. Ein möglichst rascher, schmerzfreier Tod etwa, bei geistiger Klarheit, im Besitz der sozialen und körperlichen Selbstkontrolle, ohne Abhängigkeit von Fremdpflege – ein solcher Anspruch birgt nach Rüegger die Gefahr eines «gesellschaftlichen Drucks», der das «würdige» Sterben zur Verantwortung des Einzelnen macht; zu seiner Schuld gegenüber den Angehörigen und der Allgemeinheit. Die gängige Idealisierung der Selbstbestimmung beim Sterben zeigt damit ihre Kehrseite: So «verkommt, was als Befreiung gedacht war, zu einem neuen Zwang, der den Einzelnen überfordern kann und ihm die Würde abspricht, wenn es ihm nicht gelingt, ein «gutes» Sterben zu realisieren». Anders gesagt: Die fortgeschrittene Moderne ist daran, die Prüfung des erfüllten Daseins zu verlängern. Und Scheitern ist möglich, bis zum Schluss. ○



Foto: Adrian Moser

Daniel Di Falco (*1971) ist Historiker und Journalist in Bern. Er arbeitet als Redaktor für NZZ Geschichte. Eine frühere Fassung dieses Aufsatzes erschien in Horizonte, im Forschungsmagazin des Schweizerischen Nationalfonds.

WAS KURZ VOR DEM TOD MIT UNSEREM KÖRPER PASSIERT

Die deutsche Palliativschwester Dorothea Mihm (58) hat 30 Jahre Sterbende betreut. In ihrem Buch *Die sieben Geheimnisse guten Sterbens* beschreibt sie die körperliche Seite des Todes. Sie unterscheidet fünf typische Phasen, deren Längen individuell sind, manchmal Tage oder Wochen dauern, manchmal nur Minuten oder Sekunden.

1. Eine schwere Last: Der Sterbende fühlt sich, als drücke ihn eine tonnenschwere Last zu Boden. Er hat Angst, ist sehr unruhig und will weglaufen. Bis zu 300 Mal spürt er diesen Fluchtimpuls in 24 Stunden. Sein Gesicht ist blass und grau, die Augen stumpf, die Stimme rau. Was hilft: Bei dem Menschen sein, ihn aufsetzen, erklären, mit ihm reden.

2. Angst zu ertrinken: Der Sterbende wird ruhiger und sinkt in sich zusammen, weil die Muskeln schwach und teigig werden. In der Lunge sammelt sich Flüssigkeit, der Atem ist röchelnd. Der Betroffene hat Halluzinationen und glaubt oft, dass er ertrinkt. Seine Umgebung nimmt er kaum noch wahr. Was hilft: Eine Position, in der der Schleim abläuft, und beruhigende Worte.

3. Grosse innere Hitze: Mehrere Stunden, manchmal kürzer, fühlt sich der Sterbende erhitzt: Schweiss perlt von der Haut, die jedoch kalt ist. Er ist zu schwach, die Decke wegzuschieben. Auf der Haut zeigen sich lila

Flecken, zuerst an den Schenkeln, dann an Armen und Rumpf. Was hilft: Ein dünnes Leintuch statt einer schweren Decke, ein feuchtes Tuch auf der Stirn.

4. Ein innerer Sturm: Der Sterbende atmet zunehmend schwächer und unregelmässiger: Kürzeres Einatmen, längeres Ausatmen. Im Inneren hat er das Gefühl, dass ihn ein Sturm umweht. Der Körper ist kalt und fast unbeweglich, die Augen verdrehen sich nach oben. Was hilft: Sprechen Sie mit dem Menschen und ermutigen sie ihn, seinen Körper loszulassen.

5. Atmung setzt aus: Die letzten Atemzüge des Sterbenden. Manchmal schnappt dieser noch längere Zeit kräftig nach Luft, manchmal nimmt er einige tiefe Atemzüge und atmet schliesslich das letzte Mal aus. Kurz darauf hört das Herz auf zu schlagen. Innerhalb von 10 bis 15 Minuten setzt die Funktion aller Organe endgültig aus, der Mensch ist gestorben. Exitus.

Wann gilt der Mensch...

Die Angst, dereinst als vermeintlich Tote oder Toter in einem Sarg aufzuwachen, ist eine Horrorvision des Menschen, die unweigerlich zur Frage führt: Wann ist der Mensch tatsächlich tot? Da er oder sie nicht über den Tod hinaus als Mensch geschützt wird, ist die Diskussion um den juristisch relevanten Todeszeitpunkt entscheidend. Seit Dezember 2003 definiert das Schweizer Transplantationsgesetz den Tod eines Menschen in Art. 9 Satz 1

als den «irreversiblen Ausfall der Funktionen seines Hirns einschliesslich des Hirnstamms». Will heissen: Man ist offiziell tot, wenn das Gehirn tot ist. Das sogenannte Hirntodkriterium gilt praktisch in allen Ländern. Ihm zugrunde liegt die Annahme, dass das Gehirn zum einen die Persönlichkeit des Menschen ausmacht und zum andern die lebensnotwendigen Funktionen des Organismus steuert, wie zum Beispiel die Atmung. Die sogenannte Hirntod-

Diagnose wird in der Regel durch die Untersuchung von zwei Ärzten nach dem Vier-Augen-Prinzip gestellt, wobei einer der Ärzte nicht direkt in die Betreuung des Patienten involviert sein darf. Zudem müssen beide Ärzte im Bereich der Hirntod-Diagnostik qualifiziert sein und Erfahrung darin haben. Vom sogenannten biologischen Tod spricht man dann, wenn alle Organ- und Zellfunktionen final erloschen sind. Als Folge treten Totenflecken und Leichenstarre ein.

laut Gesetz als tot?

Priska Kaiser (69) ist pensionierte Heilpraktikerin und Homöopathin und seit zwanzig Jahren Sterbebegleiterin. Sie wacht am Bett der Sterbenden, hält deren Hände und hilft ihnen dabei, sich auf das Sterben vorzubereiten. Könnte sie dem Tod eine Farbe geben, wäre er violett – die Farbe der Transformation. Für die Küssnachterin bedeutet sterben, «die Dimension zu wechseln, in anderer Form weiterzugehen». Nur eben ohne Körper, der schwach und verbraucht ist.

Es kommt mir oft so vor, als sei ich eine Hebamme auf der anderen Seite des Lebens. Eine Hüterin auf der Schwelle zu einer anderen Dimension. Ich helfe den Menschen beim Weg aus dem Leben heraus.



GRAND OPENING

Ein Rückblick auf die Vernissage der Ausstellung «unMÖGLICH?», 10.10.2021 im Vögele Kultur Zentrum.



Karl Reichmuth



Antonia Banz, David Stichelberger



Oskar und Elisabeth Pekarek



Hansruedi und Gaby Bachmann



Karin Spohn, Iris Hörler



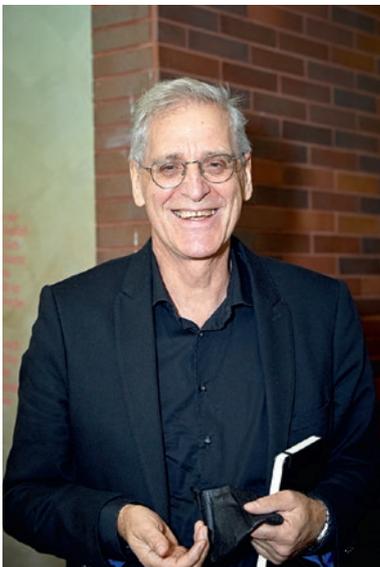
Gabriella und Karsten Meissner



Zicafet, Burim und Vlera Lutfiu



Margaretha Feldmann, Liselotte Mock



Roland Grüter



Irene und Yves Weber



Mia Odermatt



Monica Vögele, Alexandra Könz



Peter und Verena Reuteler



Karina Büchtmann



Thedi Gut



Hildegard Schwaninger



Anna Graber, Jack Bernegger



Maggie Burlet, Michel Schwander



Monica Vögele, Marlies und Karl Reichmuth



Xaver Risi



Reiner Roduner



Jessica Prinz, Massimon Stefania



Konrad Süsskow, Anne Jansen



Carsten Voss

Das läuft im Vögele Kultur Zen

Rund um die Ausstellung «Der Tod, radikal normal» bieten wir ein vielfältiges Angebot an Veranstaltungen und Kulturvermittlung «à la carte»: Inspirierende Momente, spannende Gespräche und Denkanstösse sind garantiert.

Führungen

Die wöchentliche Sonntagsführung ist nur eine von vielen Möglichkeiten. Erlebe Kultur am Mittag oder am Abend, im privaten Freundeskreis oder als Unternehmen, eine Führung in Gebärdensprache oder speziell für Familien.
Infos: voegelekultur.ch/events

Veranstaltungen

Unsere Website wird laufend mit den aktuellsten Programmhinweisen ergänzt. Veranstaltungen, Kino und Führungen sind – falls auf der Website nicht anders vermerkt – im Ausstellungseintritt inbegriffen. Detaillierte Infos: voegelekultur.ch

Programm-Highlights

LOS Donnerstag, 9.6.22
18:00 & 19:00



Foto: Montezuma Film

Virtual-Reality-Lesung

von **Klaus Merz und Sandro Zollinger**

Regie: Sandro Zollinger, CH 2020, 25 Min.

«LOS» vereint Literatur und moderne Technologie zu einer alle Sinne umfassenden Erfahrung. Durch die Virtual-Reality-Brille bist du mittendrin im Geschehen der packenden Erzählung. Im Anschluss beantwortet der Regisseur Fragen des Publikums und gibt Einblicke in die Entstehung des spektakulären Erlebnisses.

**BENIMM-REGELN
IM TODESFALL** Donnerstag, 8.9.22
18:30–20:30

**Von der Todesnachricht bis zum Leichenmahl:
Kurzseminar über das passende Verhalten.**

Für die Trauerbegleiterin Stéphanie Lan-Anh Berger ist keine Frage tabu. In ihrem Knigge-Seminar lernst du angemessenes Verhalten bei Todesfällen.

Dienstag, 6.9.22, 18:30–19:30

**VON LETZTEN STUNDEN
UND MEISTER HORA**

Gespräch zwischen

Barbara Bleisch und Steffen Eychmüller

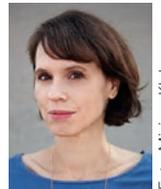


Foto: Mirjam Kluka

Dr. phil. Barbara Bleisch (Autorin, Philosophin, Moderatorin *Sternstunde Philosophie*/SRF) bringt im Gespräch mit Dr. med. Steffen Eychmüller (Chefarzt Inselspital Bern, Professor für Palliative Care, Uni Bern) Licht in den Alltag des renommierten Palliativmediziners.

**HARALD
NAEGELI** Sonntag, 4.9.22
14:00–15:45



Foto: Filmcoop Zürich

Der Sprayer von Zürich

Regie: Nathalie David, CH 2021, 99 Min.

Dokumentarfilm über die Schweizer Graffiti-Legende und umstrittenen Spray-Künstler Harald Naegeli, von dessen Werk eine Auswahl in der Ausstellung zu sehen ist.

Donnerstag, 25.8.22, 18:30–20:00

DAS DIGITALE JENSEITS

Sterben im Zeitalter des Internet

Dr. Jean-Daniel Strub (Studienleiter, Co-Kurator «Der Tod, radikal normal» und Co-Geschäftsleiter von ethix) und Experten berichten über die Studie *Tod im digitalen Zeitalter*. Anschliessende Publikumsdiskussion über die Möglichkeiten der neuen Technologien.

kultur.digital

Mehr Lust auf Kultur? Im Online-Magazin *kultur.digital* gibts jede Menge überraschenden Content: informative Videos, Experteninterviews, Bücher- und Filmtipps wie auch lesenswerte Artikel zu unseren Ausstellungsthemen: voegelekultur.ch/kultur-digital

trum!

Was du vor deiner Anreise wissen musst

Adresse

Vögele Kultur Zentrum
Gwattstrasse 14, 8808 Pfäffikon SZ

Öffnungszeiten

Montag geschlossen
Dienstag – Sonntag: 11–17 Uhr
Donnerstag bis 20 Uhr

Besuch

Über die Anfahrt mit ÖV oder Auto,
Eintrittspreise, Verpflegungs- oder
Kinderbetreuungsmöglichkeiten und
die Infrastruktur unseres Hauses
gibts alle Infos auf unserer Website:
voegelekultur.ch/ihr-besuch

Jederzeit informiert

Vögele Kultur Bulletin

Zweimal im Jahr, inkl. Versand CHF 14.–.
Bestellen: voegelekultur.ch/bulletins

Newsletter

Das Aktuellste zu unseren Aus-
stellungen und Veranstaltungen.
Anmelden: voegelekultur.ch

Follow us

Facebook und Instagram:
[@voegelekultur](https://www.instagram.com/voegelekultur)

Das Vögele Kultur Zentrum bietet Raum für Veranstaltungen

Für Tagungen, Vorträge, Workshops
etc. kannst du unsere Räume mieten.
Für Beratung und Planung:
info@voegelekultur.ch, 055 416 11 11

HALLO KULTUR !



Kulturerlebnisse am Zürichsee

Hier ein Konzert in der Kirche, da ein Theater mit Ausblick auf den Federispiz und dort eine Ausstellung mitten auf dem See. Die Kultur in der Region lebt. Mit *Hallo Kultur!* bündelt die Kulturszene am Zürichsee ihre Kräfte und macht sich mit gemeinsamen Veranstaltungsreihen zu einem Leitthema sichtbar.

Denn Kultur inspiriert, verbindet, bewegt und beflügelt. Dich. Mich. Uns.

Endlichkeit

«Jedem Anfang wohnt ein Zauber inne» heisst es im Stufengedicht von Hermann Hesse. Und dem Ende? Das verdrängen wir gern. Doch wir alle wissen: Alles ist endlich. Leben und Sterben gehören zum Kreislauf der Natur. Doch trotz ihrer Natürlichkeit fällt uns die Konfrontation mit Endlichkeit unendlich schwer. Zugegeben, der Tod ist kein leichtes Thema. Doch die Auseinandersetzung mit unserer Vergänglichkeit ist eine Chance fürs Leben; eine Chance, im Augenblick zu leben und es zu geniessen.

Darum beleuchtet die Veranstaltungsreihe *Hallo Kultur!* im Jahr 2022 Endlichkeit in ihren unendlichen Facetten. Ausstellungen, Lesungen und andere spannende Events ermöglichen es dir, das Thema aus verschiedenen Blickwinkeln zu betrachten, darüber nachzudenken und dein Bewusstsein für das zu schärfen, was im Leben letztlich zählt – wie die Freude am Hier und Jetzt.

K!

Alles über die Veranstalter und das Programm:
hallokultur.ch

Ausblick auf die nächste Ausstellung
im Vögele Kultur Zentrum

Sehnsuchtsort Familie

15.11.2022–19.03.2023

Mit dem Wort «Familie» verbinden wir einerseits die Sehnsucht nach Geborgenheit, Vertrauen, Liebe und Unterstützung, andererseits die Möglichkeit zur persönlichen Entfaltung. Kann eine Familie alle diese Bedürfnisse überhaupt erfüllen? Oder ist sie eher eine Quelle des Schmerzes? Was ist das überhaupt – eine Familie? Wie nahe fühlen wir uns unseren Verwandten – wünschen wir uns insgeheim eine andere Familie oder können wir sie auswählen?

Die Ausstellung thematisiert aus den Perspektiven von Kunst, Kultur und Wissenschaft die aktuellen Herausforderungen, denen sich Familien stellen müssen, und zeigt die Vielfalt verschiedener Familienformen auf.

VÖGELEKULTURZENTRUM

Pfäffikon SZ